Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

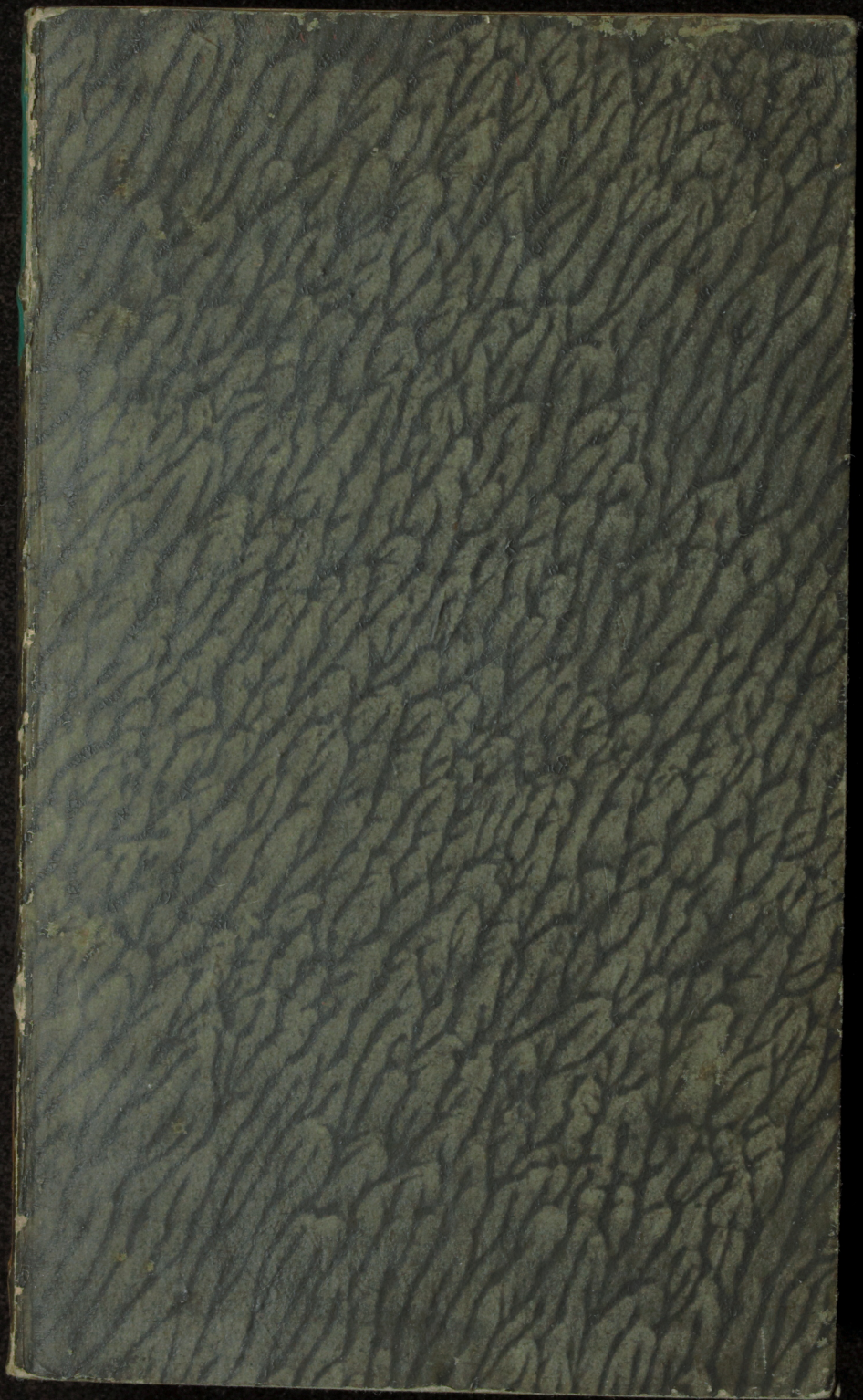
**Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes : eine Wochenschrift**

## 3.1769,27-39

1769

**http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951**

Band (Zeitschrift) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0001
DFG

U3340

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0002
DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1039882951/phys_0003
DFG

Landwirthschaftliche

# Erfahrungen

zum

Besten des Landmannes

eine

# Wochenschrift

von

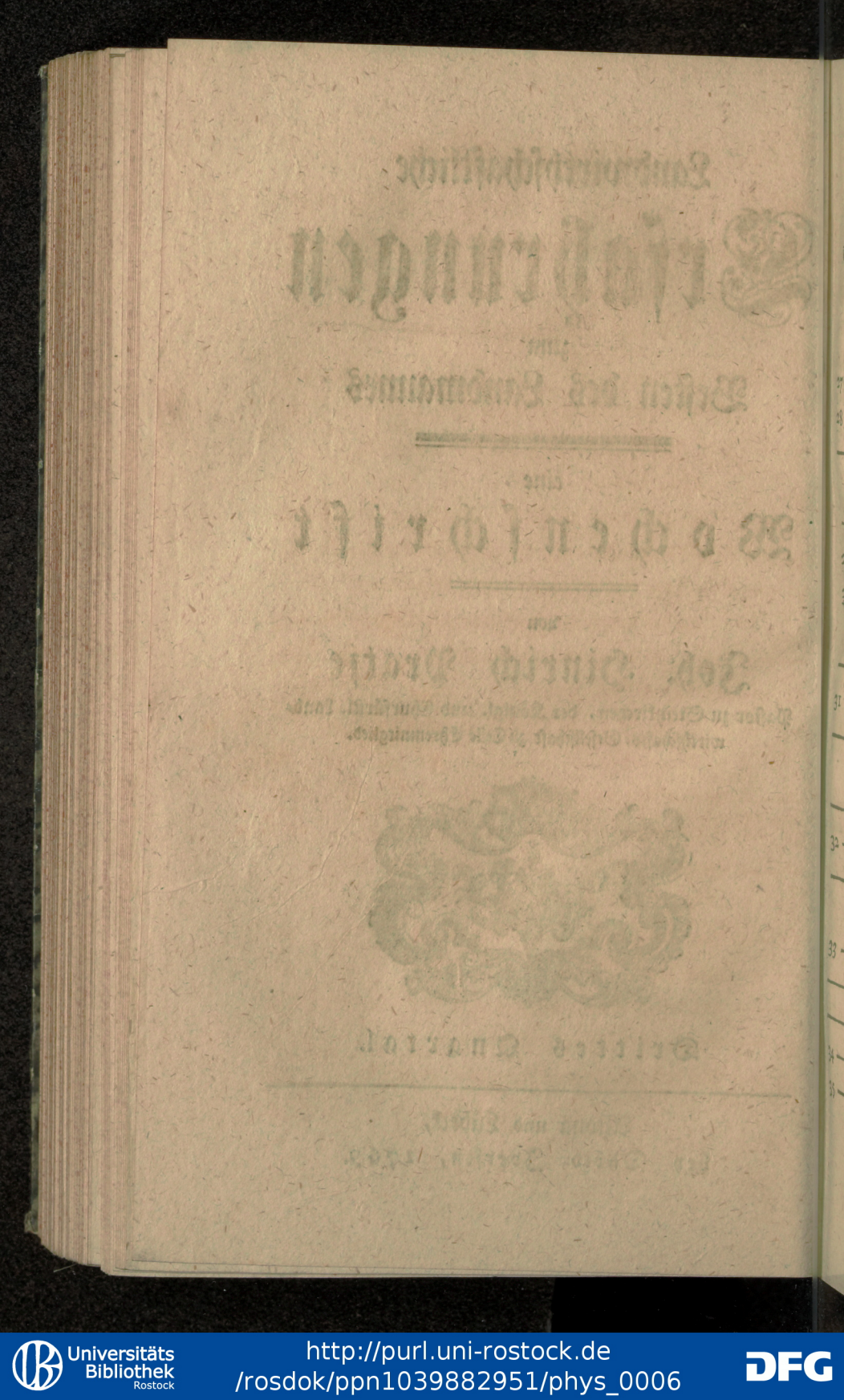
Joh. Hinrich Pratje

Pastor zu Steinkirchen, der Königl. und Churfürstl. Landwirthschafts-Gesellschaft zu Celle Ehrenmitglied.

Drittes Quartal.

Altona und Lübeck,
bey David Iversen, 1769.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0005
DFG



# Verzeichniß des Inhalts

der

## im dritten Quartal dieser Wochenschrift abgehandelten Stücke.


27 Stück. Vom Rabsaat. ; ; Seite 409
28 — Verwahrungs-Mittel gegen die Viehseuche. 425
——— Vom Bau des Egyptischen Waitzens auf einem Moor-Lande. ; ; ; 433
——— Mittel, den Brand im Waitzen zu verhüten. 438
29 — Anmerkungen über einige der vorhergehenden Stücke. 441
30 — Schluß der St. 25. abgebrochenen Abhandlung, von den gemeinern Krankheiten des Hornviehes 457
——— Von Verbesserung der Schaafzucht. ; 469
31 — Schluß des Vorhergehenden. ; ; 473
——— Nachricht von der in Deutschland wachsenden Baumwolle. ; ; ; ; 480
——— Von nöthiger Kenntniß der Pferde. ; ; 482
32 — Mittel wider die Erdflöhe. ; ; 489
——— Einige Regeln, die bey der Pflanzung wilder Bäume und Gesträuche zu beobachten sind. ; 493
33 — Vom März-Rocken und März-Waitzen. ; 505
——— Zusatz dazu. ; ; ; ; 509
——— Von Befriedigung des Landes durch Weißdorn-Hecken. 511
34 — Schluß des Vorhergehenden. ; 521
35 — Von dem erkünstelten Winterschlaf der Bienen. 537


35. Stück.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0007
DFG

# Verzeichniß des Inhalts.


35 Stück. Gedanken über die Mittel, die schädlichen Raupen zu vertilgen. : : : Seite 542

——— Mittel, wider die Kohl-Raupen. : : 552

36 — Wie man Heydeland bereitet, daß es Korn trage. 553

——— Vom Anbau wilder Kastanien-Bäume. : 556

——— Von den Seidenwürmern. : : 558

37 — Schluß des Vorhergehenden. : 569

——— Wie man neue Felder aufreissen und urbar machen könne. : : : 577

——— Vom Pflügen. : : 582

38 — Schluß des Vorhergehenden. : : 585

——— Vom nützlichen Gebrauch des Torf-Moors. 591

39 — Schluß des Vorhergehenden. : : 597


NB. Die in diesem Quartal etwa eingeschlichenen Druckfehler, sollen bey dem künftigen vierten Quartal mit angezeiget werden.


Universitäts Bibliothek Rostock

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0008

DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Sieben und Zwanzigstes Stück.

## Entwurf von der Cultur des Marschlandes, worauf Rabsaamen gebauet wird, und wie diese Frucht zu bearbeiten ist.

Landes-Producte, die, vor andern, den Fleiß und die aufgewandten Kosten der arbeitsamen Menschen belohnen, die so gar das Geld entfernter Völker in Bewegung setzen, und dasselbe zum allgemeinen Segen der Einwohner ins Land führen, verdienen alle Aufmerksamkeit. Länder, die viele solcher Producte aufweisen können, werden reich und wohlhabend geschätzet. Die Marschländer im Kehdingschen, sowol Butzflethischen, als Freyburgischen Antheils sind nicht ganz von solchen Gütern entblößt. Fehlet es denenselben gleich an Manufacturen, die den Handel mit benachbarten Völkern befördern; so haben sie doch ergiebige Früchte, die in ihrem Schoße gezeuget werden, womit sie den geschäftigen Landmann segnen.

Der Rabsaamen gehöret zu solchen gesegneten Früch-

ten dieses Landes, der jährlich so ansehnliche Summen einführet, womit die öffentlichen Abgiften größten Theils bestritten werden, und wodurch mancher schon wankender Ackersmann von seinem Untergange errettet wird. Allein das kleine Kirchspiel Krummenteich hat im Jahr 1768, da doch der dritte Theil der Pflanzen verfroren war, über fünf und sechszig Wispel ausgeführet, die über drey tausend fünf hundert und fünf und dreyßig Rthlr. eingebracht haben. Wer sollte nicht begierig seyn, den Anbau und die Bearbeitung dieser Frucht kennen zu lernen, um sie da, wo sie bisher unbekannt ist, oder wo ihre Cultur aus blinden Vorurtheilen hinten angesetzet wird, einzuführen, und den vortheilhaften Handel mit diesem Landes-Producte zu befördern.

Es ist überhaupt bekannt genug, daß die Bearbeitung des Kehdingischen Marschlandes, wenn es zum Fruchttragen recht geschickt gemacht werden soll, viele arbeitsame Hände und schwere Kosten erfordere. Dieses gilt insonderheit in Ansehung der Cultur, die auf den Bau des Rabsaamens verwandt werden muß, wenn derselbe glücklich von statten gehen, und die Hofnung des Bauherrn erfüllen soll. Alsdenn ist aber auch die Ausbeute so reich, daß es keinem wachsamen Oeconomen gereuen kann, sein Land zum Bau dieser Frucht geschickt zu machen. Die Cultur wird auf verschiedene Art nnd Weise angestellet, sie ist aber auch von einem ungleichen Erfolge, insonderheit, wenn die Winter- und Frühjahrs-Witterung dieser Frucht nicht bequem fällt.

Die erste und stärkste Cultur, die aber auch den gewissesten und einträglichsten Nutzen schaft, ist folgende: Man nimt einen Kamp Landes, das nicht der Ueberschwemmung des Wassers ausgesetzet ist, denn die wässerrichte anhaltende Kälte schadet dieser Pflanze bis zum gänzlichen Verderben.

Verderben. Man erwählet einen Boden, der von sieben bis acht jähriger Weide-Gaarde bedünget ist. An den Oertern, wo zur Abwässerung die Grabens eingeführet sind, wird der Wall von allen Seiten ab, und in die Mitte geworfen, um dem Beete die Ründung zu geben, daß das Regenwasser desto besser ablaufen kann, und zugleich das Land durch diese Erde verbessert werde. Nachdem es umgepflüget, wird eine so genannte Gräber-Compagnie gerufen, die aus sechszehn bis vier und zwanzig Mann bestehet, wobey der Vorgänger der Capitain genannt wird, der Ordnung halten, die Aufsicht über die ganze Arbeit führen, und ihre Streitigkeiten, die sich beym Graben ereugen, schlichten muß, mit welchen allein der Hauswirth die Bedingungen wegen des Grabens macht. Der zweyte von diesen Leuten führt den Namen eines Lieutenants, der alle Morgen Mannzahl halten, die Arbeiter aufzeichnen, und von ihrer Arbeit ein Register führen muß. So werden denn die Grabens acht Fuß breit, vier Fuß tief, oder zehn Fuß breit und sechs Fuß tief, nach dem Gutbefinden des Hausherrn ausgeworfen. Je mehrere dicke Mudde ausgeschauffelt werden kann, desto mehren Nutzen schaft diese Arbeit. Der auf solche Weise verneuerte Boden wird, so bald er nur einigermassen ausgetrocknet ist, mit der Weide-Gaarde durch pflügen und eggen, zu acht bis zehn mal bestens durchgearbeitet, bis die Erde durchaus locker, und alles Unkraut mit Stumpf und Stiel vertilget ist. Ist der Boden auf diese Weise zubereitet, so wird Kuh- und Pferdedünger durch einander aufgefahren, auf eine Wende hundert Fuder, eher mehr, als weniger, indem dem Rabsaamen nie zu vieler Dünger gegeben werden kann. Nachdem der Dünger untergepflüget, läßt man ihn einige Wochen liegen, eines Theils, daß er ein wenig in die Ver-

wesung gehe, um sein flüchtiges Salz desto geschwinder dem Saamen mittheilen zu können, andern Theils, daß der Saame des Unkrauts, wenn noch etwas vorhanden ist, Zeit habe aufzulaufen, um es durch das letzte Umpflügen desto gewisser verderben zu können. Wenn denn der Dünger wieder so tief aufgepflüget wird, daß er von zwey Finger dicker Erde wieder bedecket worden, so wird er wohl durchgeegget und der Saamen bey guter Witterung, so dünne eingetragen, daß auf zwey Fuß in Quadrat etwa drey, höchstens vier Pflanzen stehen, doch muß man kein Unkraut, als Käke oder wildes Gras zu besorgen haben, sonsten würden die weitläuftigen Pflanzen leicht von diesem Unkraut ersticket werden, wodurch würklich manche Saat vergeblich wird. Ist diese Gefahr nur einiger massen zu befürchten, so muß der Saamen dichter gesäet werden, daß die aufgehenden Pflanzen desto geschwinder das Erdreich bedecken, und das Unkraut unter sich zwingen. Und nun überlässet man die Saat der Begünstigung des Wetters. Fällt nach einigen Stunden, nachdem die Einsaat bestellet ist, ein starker Regen, so platzet ein grosser Theil des Saamens und verlieret seine treibende Kraft, vornämlich wenn der Saamen recht trocken gewesen, da denn die schleunig gehäufte Nässe den Kern so geschwinde aufschwellet, daß die öbere Haut bersten muß. Die Einsaat wenn irgends die Witterung es zuläßt, geschicht gerne zwischen den 10ten und 24sten August. Wird sie früher bestellet, so werden die Pflanzen zu stark und stehen in Gefahr von dem Froste verletzet zu werden; erfolget sie später, so bleiben sie im Herbste zu klein und ihre Wurzeln haben im Frühjahr nicht Kräfte genug so stark zu treiben, daß der Busch viele Zweige führen und häufigen Saamen geben kann.

Die zweyte Cultur die bey weiten nicht so kostbar fällt,

fällt, wird folgender Gestalt angeordnet. Entweder nimt man ein Stück Landes, daß im Fruchttragen seine Kräfte bereits erschöpfet hat, und wobey die Grabens angefüllet sind, läßt es gehörig begraben, bringt nach oben angezeigter Art Brach- und Dünger-Gaarde hinein, und bestellet es wie gewöhnlich, oder es dienet zu dieser Absicht ein Stück Landes, daß ein Paar mal mit Sommerkorn, Sommergärste und Bohnen besäet gewesen, läßt den Wall abwerfen, brachet und bedünget es, und streuet den Saamen darin, so erfolget, wenn anders der Boden nur einen guten Grund hat, nicht zu alt oder zu platt ist, eine glückliche Erndte. Doch können die Pflanzen nicht so vielen Frost aushalten, als die, welche auf frisch gegrabenen Boden stehen, und sie versprechen auch nie so reiche Ausbeute, als die von letzterer Art.

Die dritte Cultur ist die, welche mit der wenigsten Mühe verknüpfet, die aber auch selten von glücklichem Erfolge ist. Man nimt ein Stück Land, das noch so gute Gaarde hat, daß Wintergärste und Rocken darauf gewachsen ist, oder doch darauf wachsen kann, pflüget es um und besäet es mit Rabsaamen ein wenig früher, als gewöhnlich, damit die Pflanzen, die nicht viele treibende Kraft haben, desto mehrere Zeit zum Wachsthum gewinnen. Erfolget ein weicher Winter, und ein warmes Frühjahr, so wird die Mühe doch gut genug belohnet, sonst verfrieren die Pflanzen leicht, oder treiben doch kleine Büsche, daß sie nur wenig Saamen ansetzen und tragen können. Endlich glückt es auch zu Zeiten dem Ackersmann, daß er auf dem selbigen Boden, der schon guten Saamen getragen hat, sogleich im folgenden Jahre wieder eine gute Erndte von dieser Frucht macht, nachdem weiter keine Mühe darauf verwandt worden, als daß der Boden mit

den Rabsaamen-Stoppeln zu zwey und drey malen durch gepflüget worden.

1. Anmerkung. Von einem wachsamen Hauswirthe werden noch mehrere Arten der Cultur bey dem Bau dieser Frucht angestellt, die aber doch nur gar wenig von den obigen abweichen können. Man nimt z. E. eine siebenjährige Weide, pflüget sie um Johannis um, brachet sie so gut, wie es die Witterung zu läßt, und bestellet sie mit und auch ohne Dünger.

2. Anmerkung. So wird auch wol ein Stück zu dieser Frucht erwählet, das zwey oder drey Jahr vorher begraben, gebracht und bedünget worden, besäet es mit Sommerkorn, pflüget es einmal um und waget den Saamen.

Ist nun die Einsaat nach einer, von diesen angegebenen Regeln gehörig besorget, so hat man begierig darauf Acht, wie sie aufgeht. Breiten sich die ersten Blätter geschwinde aus, liegen platt und krauß an der Erde und schmeicheln dem Auge mit einem dunkelem Grün, so ist der Ackersmann sehr zufrieden, indem er dadurch von dem guten Wachsthume dieser Frucht überzeuget wird. Finden sich einige Stellen, die aus Versehen oder durch einen Zufall von Pflanzen ganz entblösset sind, so können sie mit Pflanzen besetzt werden, die auf anderen Stellen überflüßig sind, aber die Umsetzung muß so zeitig geschehen, daß die frischen Pflanzen noch vor dem Winter, wieder in vollem Wachsthum stehen, sonsten werden sie verfrieren. Doch sind diejenigen Stellen auszunehmen, die sich mehrmalen auf neu begrabenen Lande antreffen lassen, wo arge Erde gefunden wird, nach unser Landessprache Twoog, eine Erdart, die aus zähem Leim und rothen, oder gelbem, oder blauem Sande zusammen gesetzet ist, und wie Pech an einander hänget, die kann nicht anders, als in zwey

und

und drey Jahren und am ersten durch Asche aller Art, deren Lauge die Theile derselben auflöset, zum Fruchttragen eines Saamens fähig gemacht werden.

Ist denn die Winter-Witterung von der Beschaffenheit, daß es im December erst einige oder vierzehn Tage stark frieret, und es erfolget denn ein guter Schnee einer Handhoch, der einige Wochen liegt, so läuft diese Frucht, unter dieser Winterdecke, nicht die mindeste Gefahr. Frieret es aber lange ohne Schnee, so verwehet der Wind die obere, vom Dünger lockere Erde von den Wurzeln, und die Pflanzen die auf solche Art beleidiget werden, müssen sterben. Bleibet aber der Schnee auf den Pflanzen, bis aufs Frühjahr liegen, daß die Sonnenhitze so viele Macht bekömt, des Tages etwas davon zu schmelzen, welches in der folgenden Nacht wieder zufriert, und das geschicht gemeiniglich auf solchen Stellen, wo das Schnee-Gestöber, Haufen und Anhöhen gemacht hat, so gehen die Köpfe von den Pflanzen verlohren, aber doch der Pflanze ungeschadet, denn ihre noch feste Wurzeln treiben aus den zurück gebliebenen Augen des Stammes schöne starke Zweige, die ergiebig genug werden. Ist der ganze Winter der Pflanze günstig, so läuft sie doch noch einmal Gefahr, zu verderben. Wenn nämlich im Frühjahr die Nachtfröste so lange anhalten, oder zu der Zeit wieder strenge einfallen, wenn schon der Kopf und die übrigen Augen des Stammes einen Finger lang getrieben haben, so verfrieret alles und wird niemalen ein erwünschter Segen zu hoffen seyn. Hat ein guter Winter die Erde locker gemacht, und im Frühjahre ritzet die Erde durch Kälte, anhaltende Dürre auf, so wird das Eggen diesen Pflanzen sehr vortheilhaft. Da durch die Ritze, durch welche die rauhe Luft an die Wurzeln der Pflanzen dringet und ihren Wachs-

thum hemmet, zu geschürret, und die Pflanzen zu gleicher Zeit mit frischer lockerer Erde behäuft werden, und werde man nur nicht besorgt, wenn es beym Eggen das Ansehen gewinnet, als wenn alles zu Grunde gerichtet werde. Drey oder vier Tage nachher wird man an dem fröhlicheren Wachsthum der Pflanzen gewiß den grossen Nutzen verspüren. Sind denn nach allen überstandenen Gefahren im treiben die Pflanzen an der Erde eines guten Mannes-Daumen dick, so gehet die Frucht in viele Zweige auf, und ist zur Blüthe Zeit, wie eine schöne Staude, von der Höhe bis vier Fuß und darüber anzusehen, wovon ein lachendes Gelb über das Feld spielet, so trinkt der Landmann noch eins so freudig auf den zu hoffenden Gewinn. Fällt aber ein kalter anhaltender Regen in die Blüte, so schaudert ihm, indem schon seine Hofnung zum Gewinn dadurch verringert wird, weil viele Blüthe davon zum ergiebigen Absetzen verderbet wird. So giebt es auch eine Art kleiner schwarzer Fliegen, die gerne an den Blumen nagen, und ihnen schädlich werden. Fällt dieses Geschmeiß in grosser Menge, wie es sich je zuweilen zuträgt, so verderben sie leicht den dritten Theil der Blüthe; noch ein anderer Feind lauret auf das Verderben dieser Pflanze. Ein kleiner röthlicher Wurm, dringet bis in das Mark derselben, und verzehret davon einen Daumen breit, oder einen Finger lang, und der obere Theil stirbt ab. Es läßt sich dieser Feind nicht eher spühren, als wenn die Blüthezeit zu Ende geht, wenigstens nicht früher, wol aber später, wenn die Körner bereits die Gestalt des kleinen röthlichen Rübesaamens erreicht haben. Ich erinnere mich eines Jahrs, da er so häufig angetroffen ward, daß der dritte Theil von den Stämmen und Zweigen von ihm zerstöhret ward. Er ist aber selten so häufig, wird

doch

doch alle Jahr verspühret. Sind denn die ersten Schoten an den Zweigen, so weit zur Reiffe gediehen, daß sie gelblich, und die Körner schwärzlich werden, so muß ohne Verzug, zum Mähen geschritten werden, und wenn auch hin und wieder an den obersten Spitzen der Zweige sich noch Blumen zeigen, wie sich in den Jahren, da der Saamen ausgefroren ist, sehen lassen, weil sonsten wenn damit gezögert wird, im Mähen ein Theil des besten Saamens verschüttet wird.

Das Mähen mit der Sichel will mir nicht so gut gefallen, als das Schneiden mit krummen Messern, welches im Holsteinischen und Dithmarschen im Gebrauch ist; und zwar aus folgenden Gründen: Beym Mähen mit der Sichel muß der Stamm kurz, etwa einer Handbreit, von der Erden abgehauen werden, damit die niedrigsten Zweige gefaßt werden. Die Garben kommen denn hart unmittelbar an der Erde zu liegen, da denn die Feuchtigkeit vom anhaltenden Regen die untersten Schoten ergreift, und den Saamen leicht zum laufen bringt, und kostet es Mühe, in diesem Zustande den Saamen zu erhalten, daß er nicht ganz verderbe. Es werden alsdenn die Garben wohl umgekehrt, damit die angesteckten Theile durch die Luft wieder ausgetrocknet werden. Weil aber die Schoten durch die Nässe mürbe gemacht werden, so werden sie leicht zerdrücket, und gehet dadurch kein geringer Theil des Saamens verlohren. Wird aber das Saat geschnitten, so nimt man nur die oberen Theile oder Zweige und läßt das übrige zwey Fuß lang stehen, da denn die Garben oben darauf geleget werden können, daß die Luft unten durch streichen, und den Saamen erhalten kann.

Vor dem Saamen ist es sehr gut, wenn es nach dem Mähen, nach acht und zehn Tagen wol beregnet, so be-

kommen die Körner mehrere Güte, werden gröber und spielen ins schwarzblau, so lange viele röthliche Körner darunter angetroffen werden, ist das Saat nicht zeitig genug zum abdröschen.

Das Abdröschen geschicht fast durchgängig unter freyem Himmel auf einem Lacken von groben hampfenen Leinwande, das etwa sechs und zwanzig Ellen in die Länge und achtzehn Ellen in die Breite hält, auf einer der längsten und beyden Seiten der Breite, wird solches erst mit Pflöcken an Bändern ausgespannet und nächstdem oben an kleine Pfähle von drey Fuß gleichfalls an Bändern befestiget, daß der Saamen nicht von den Seiten verstreuet werden kann, da denn die zweyte lange Seite platt zur Erden lieget, um die Garben, die entweder auf niedrigen Schlitten sechs Fuß in Quadrat oben breit mit gleichen Tuche bespannet, wird von einem Pferde, und einem führenden Jungen, oder mit Tragbahren von zehn Fuß lang, vier breit, mit eben dem Tuche bedecket, von zwey starken Leuten getragen, herzu geführet werden, in das Lacken mit guter Vorsicht zu legen, daß nichts vom Saamen verwahrloset wird. Unter sechs und zwanzig Menschen kann diese Arbeit bey hellen schönen Wetter nicht wol verrichtet werden, von denenselben stehen

1) Acht zum Dröschen wohlgewöhnte Männer im Lacken, ohne Schuhe mit so genannten Söcken an den Füssen versehen, daß nicht das Lacken durch die Schuhe und gleichfalls der Saamen durch das Treten derselben Schaden nehme. Diese acht Männer lösen sich, vier und vier mit dem Dröschen ab, welche Ablösung um der Ordnung willen geschicht, wenn zwölf Reihen abgedröschen sind. Wenn denn vier dröschen, so beschäftigen sich mit den vier andern Männern noch zwey, insgesamt sechs, wo-

von

von drey mit Gabeln, die übergedroschene Reihe umzukehren, aufzuschütten und an die Seite zu werfen, hinter diesen gehen drey mit Harken von den andern vier Männern, erstlich zwey mit Gabeln die übergedroschene Reihe umzukehren und nächstdem aufzuschütten und an die Seite zu werfen, hinter welchen die zwey übrigen mit Harken gehen, mit stumpfen Zähnen daß nicht das Lacken gelöchert werde, um die Spreu von den Saamen nach sich zu ziehen, und sie dem Mann zu zubringen der als der neunte Gehülfe in der einen Ecke rechter Hand vor dem Lacken stehet, und die Spreu an einem vor sich stehenden Brette, man sagt hier der Mann stehet vor die Helle, von sechs Fuß in Quadrat ausstösset, daß, wo möglich, nicht der mindeste Saamen in der Spreu hangen bleibe, und denselben auf die Seite schütte; noch zwey andere Leute stehen im Lacken, und legen die zugeführten Garben in die Reihe wol aufgeschüttet neben einander hin, so geschwinde und ordentlich, daß das Dröschen ununterbrochen in einer Reihe fortgehen kann. Wird das Saat mit Schlitten herzu gefahren, so stehet ein Mann bereit vor dem Lacken, die Schlitten abzuschütten, und hält einen Besen in Bereitschaft, den Saamen, der ausgeschüttet wird, karg zusammen ins Lacken zu fegen, daß nichts unnöthig verschwendet werde. Zwey Leute stehen an der andern Seite gegen über, und bringen das ausgeworfene Stroh und die leere Spreu auf die Seite. Zwey oder drey Jungens, nachdem wegen der Nähe oder Weite des Fahrens weniger oder mehrere Schlitten erfordert werden, fahren die Garben zu. Wird es getragen, so werden sechs bis acht Leute dazu erfordert. Drey oder vier legen die Garben auf die Schlitten oder Tragbahren. Ueber sie alle, führet der Hauswirth oder ein anderer, dieser Arbeit Verständiger

ger die Aufsicht, schenket fleißig, doch so, daß die Arbeiter nicht trunken werden, von dem stärkenden Safte ein, der allein bey diesem sauren Geschäfte erquicken kann, und sorget für alles nothwendige. Er hat aber zu seinen Gehülfen noch einen Mann, der den ausgedroschenen Saamen in Säcken geschlagen nach Hause, und Essen und Trinken und andere Bedürfnisse zurücke bringet. Ist die Frucht ergiebig, so wird nach acht und vierzig Reihen, das Lacken rein gemacht, und denn eins fröhlich getrunken. An einem Tage werden drey oder auch wol vier Wende abgedroschen, nachdem unter Begünstigung des Wetters früh und spät gearbeitet werden kann.

Wer aber eine geräumliche Dröschdiehle hat, nicht so viele Leute anschaffen kann, und auch nicht viel zu dröschen hat, der führet die Frucht auf einen Wagen mit Tuch bespannet ins Haus, da denn vier Mann beständig unterm Zufahren dröschen, zwey Männer die Reihe anlegen, aufschütten und umschlagen, auch das harken und ausstossen mit verrichten, und zwey andere, das Stroh auf die Seite schaffen. Es ist dieses commoder, aber es kann auf einen Tag nicht mehr, als eine höchstens anderthalbe Wende abgedröschen werden. Und die Zeit, da diese Arbeit verrichtet wird, ist gar zu kostbar, daß man nicht gerne einen einzigen Tag verlieret, ob wol dieser Anbau des Rabsaamens dem ersten Anscheine nach viele Mühe, Sorgen und Unkosten verlanget, so lässet sich doch der sorgsame Ackersmann nicht davon abschrecken, in Betracht des grossen Gewinnes, den er, beym glücklichen Erfolge, davon ziehet.

Um eine Vergleichung zwischen Unkosten, Mühe und Arbeit und Gewinn anzustellen, wird nöthig seyn, folgende Berechnung vorzulegen. Ueber die erste Cultur.

1) Wenn

1) Wenn ein Stück Landes von hundert und zwanzig Ruthen, die Ruthe zu sechszehn Fuß mit sieben jähriger Weide-Gaarde erwählet worden, so werden von solchen sieben Jahren zwey abgezogen, weil es noch nicht recht zur Weide geschickt war, von den fünf übrigen sind auf jedes Jahr 10 Mkl. Melioration zu berechnen, machen an Weide-Garde : 50 Mkl. — Schill. — Pf.

Anmerkung. Ist die Wende mit voller Gaarde und gutem Dünger liegen geblieben, so werden, nach Landes-Constitution alle sieben Jahr gerechnet.

2) Der Wall wird abgeworfen à Ruthe 2 Schilling 8 — —

3) Das Graben kostet die Ruthe acht Fuß breit und vier Fuß tief 8 Schilling zehn Fuß weit und sechs Fuß tief sechszehn, und so steiget es bis vierzehn, ja sechszehn Fuß weit und sieben Fuß tief. Schlage ich die Mittelstrasse ein, und rechne zehn Fuß weit und sechs Fuß tief bringet es 120 — —

4) Auf einem Morgen gehören gute zwey hundert Fuder Dünger, à Fuder 6 Schilling 75 — —

5) Wird

| | | | |
|---|---|---|---|
| 5) Wird die Brach acht mal gepflüget à 8 Mkl. | 64 | — | — |
| 6) Zwey Jahr Hauer à 8 Rthlr. | 48 | — | — |
| Summa | 365 Mkl. | — Schill. | — Pf. |

Von dieser Gaarde und Unkosten kommen, auf das eine Jahr in welchem Rabsaamen auf diesem neuen Lande gebauet wird, zu berechnen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) Von der Weide-Gaarde der dritte Theil | 16 Mkl. | 10 Schill. | 8 Pf. |
| 2) Das völlige Wallwerfen | 8 | — | — |
| 3) Von dem Graben ein Fuß tief | 36 | — | — |
| 4) Von dem Dünger der dritte Theil | 25 | — | — |
| 5) Von der Braasche der dritte Theil | 21 | 5 | 4 |
| 6) Zwey Jahr Hauer | 48 | — | — |
| Summa | 155 Mkl. | — Schill. | — Pf. |

Auf diesen so wohl bestellten ein Morgen Landes werden ordinair drey Wispel gebauet, wovon der Wispel im Durchschnitt von zehn Jahren 43 Rthlr. gelten kann, machen also 387 — —

Die obigen Unkosten von diesem Gewinn abgezogen, bleiben 232 — —

Nimt man hierzu den vortreflichen Zustand, darin nun das Land gesetzet ist, da es sechs bis sieben Jahr das beste

beste Korn tragen kann, ohne etwas weiter daran zu verunkosten, als daß es mit pflügen gut versehen werde und der Saamen eine richtige Abwechselung habe, so wird der Vortheil von dem Bau dieser Frucht leicht in die Augen fallen, geschweige daß das Korn im ersten Jahre nach dieser Saat, viel steifern Halm treibet, und würklich ergiebiger ist, als auf einem andern guten Lande.

Jedoch, wenn es glückt, so ist die zweyte Cultur am aller einträglichsten, da man ein Stück Landes dazu erwählet, daß bey einem guten Boden schon alle Früchte getragen hat, die man nur, davon erwarten können, und nun ohnehin einer Verbesserung bedarf. Auf dieses Stück komt folgende Berechnung:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) Ein Morgen zu hundert und zwanzig Ruthen zu Brachen, acht Morgen zu pflügen | 64 Mkl. | – Schill. | – Pf. |
| 2) Zwey hundert Fuder Dünger | 75 | – | – |
| 3) Wall abwerfen | 8 | – | – |
| 4) Die Hauer | 48 | – | – |
| Summa | 195 Mkl. | – Schill. | – Pf. |

Abgezogen was von dieser Gaarde auf die folgenden Jahre bleibet:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1) $\frac{2}{3}$ Theil von der Brach-Gaarde | 42 Mkl. | 10 Schill. | 8 Pf. |
| 2) $\frac{2}{3}$ Theil von dem Dünger | 50 | – | – |
| | 92 Mkl. | 10 Schill. | 8 Pf. |
| | 103 Mkl. | 5 Schill. | 4 Pf. |

Auf

| | | | |
|---|---|---|---|
| Auf diesem Morgen Landes, werden ordinair zwey Wispel, auch $2\frac{1}{2}$ Wispel, ja auch drey Wispel gebauet, rechne ich $2\frac{1}{2}$ Wispel zu | 323 | 8 | — |
| Hiervon die vorstehenden Unkosten abgezogen, bleiben | 219 Mkl. | 2 Schill. | 8 Pf. |

ich selbst habe auf solchem Lande 1765, zwey Wispel vier und vierzig Himbten gebauet und davor 375 Mkl. gelöset; und 1767, zwey Wispel fünf und vierzig Himbten wofür ich 378 Mkl. erhielt. Aber dies Land kann nur vier Jahr nachher mit Winter-Korn besäet werden, alsdenn ist die Gaarde größten Theils, ja völlig, verraucht.

Hierbey ist in Erwegung zu ziehen, daß dem Ackersmann weder Dünger noch Pflüglohn, noch Weide-Gaarde baares Geld kostet, sondern beydes aus seiner Wirthschaft ohnentgeldlich fließt. Wird dieses in Betracht genommen, so löset ein Hauswirth für den Saamen eines solchen wohl bereiteten Landes, gewiß 100 Rthlr., und es giebt Hausleute, die fünf bis sechs Morgen dazu bereiten. Wie stark ist nicht der Gewinn, der von dieser Frucht gemacht werden kann.

Wollten noch Patrioten des Landes auftreten, und einige Mühlen anlegen, um mit dem Oele einen Vertreib anzustellen, so könnten sie schon einigen Zweig der Handlung an sich ziehen, der sich in die weit entlegensten Länder erstrecket, und daß es sich würklich schon dieser Mühe verlohnet, würde leicht zu erweisen seyn, wenn man allen Rabsaamen, der nur im Freyburgischen Antheil gebauet wird, calculiren wollte.

Zur gewisseren Aussaat dieses Saamens, möchte noch jemand den Versuch machen, und einige Tage vor der Einsaat, den Saamen mit dem feinsten frischen Oele, der aus demselben gezogen wird, gut anfeuchten, ob denn nicht 1) die Körner dadurch gegen den starken Regen, der gleich nach dem Auswurf desselben fallen kann, gesichert und vor dem Platzen bewahret werden könnten. 2) Ob nicht auch der Saame dadurch eine stärkere Treibkraft erhalten sollte, welche dem Wachsthum desselben, besonders im Lande von geringerer Gaarde ungemein beförderlich seyn würde

K***. St *.

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0024
DFG

# Landwirthschaftliche
# Erfahrungen
## zum Besten des Landmannes.

### Acht und Zwanzigstes Stück.

### Ein Verwahrungsmittel vor der schädlichen Hornviehseuche.

Ich nehme mir unbekannter Weise die Ehre Ew. Hochwohlehrwürden einen Aufsatz einhändigen zu lassen, von welchem ich es Dero Beurtheilung anheim stelle, ob Sie demselben einen Platz in Dero beliebten Schrift einräumen wollen oder nicht. Woferne er mit Dero Plan nicht übereinstimmet, so würde ich ungerecht handeln, wenn ich in Ihren Blättern ihn abgedruckt zu sehen wünsche, obgleich ich in der Einbildung stehe, daß er einigen Einfluß in das Wohl dieses und auch vielleicht der benachbarten Länder haben könne *.



* Dem wehrten Hrn. Verfasser dieses, und der beyden gleich folgenden Aufsätze, bin ich für die geneigte Mittheilung derselben höchst dankbar. Wie ich versichert bin, daß dieselben fast durchgängig Beyfall finden werden, so mache ich mir die angenehme Hofnung, der Hr. Verfasser werde zum allgemeinen Besten, diese Schrift noch mehrmalen mit einem gütigen Beytrag beehren.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0025
DFG

Was meinen Stand anlanget, so bin ich ein Prediger, und ich würde auch dieses, dieweil ich unbekannt zu bleiben wünsche, nicht einmal angeführet haben, woferne ich nicht glaubte, daß meine Erzählung theils dadurch könne aufgekläret, theils aber auch nicht ohne Grund vermuthet werden, daß ich mich einigermassen aufmerksam bewiesen.

Ich war im September 1767 nach Hamburg verreiset, als die Seuche unter dem Hornvieh im Holsteinischen ungemein stark wüthete, und auch im Bremischen anfing sich auszubreiten. Es gab Gelegenheit, daß ich mich mit einem Gelehrten, der von Geburt ein Obersachse ist, itzo aber in Hamburg einen angesehenen Ehrenplatz bekleidet, deswegen unterredete. Er druckte sich gegen mich also aus: "Es ist bisher, das kranke Vieh zu ret-"ten, kein zuverläßig Mittel erfunden worden, und ich "halte es für das beste, daß man, so bald ein Vieh krank "wird, es ausser dem Hause anbindet. Fällt es, so "fällt es, denn die wenigste Zeit komt es durch. Ich "bin aber der Meynung, daß man sich dahin bemühen "müsse, das gesunde Vieh zu präserviren, damit es von "der Krankheit frey bleibe. Es lässet sich auch dieses "leichtlich thun. Ihr Stall, fuhr er fort, ist ziemlich "voll. Bedienen sie sich folgendes Mittels. Befehlen "sie ihrem Knecht, daß er alle Morgen, nicht mit Salz, "sondern mit der blossen Hand die Zunge des Hornviehes "sanfte reibe, damit der Schleim davon komme und die "Nerven der Zunge rein werden. Alsdenn so muß er "eine kleine Handvoll Salz, mit etwas gestossenen Loorbe-"ren vermischt, in das Wasser werfen, womit er sie trän-"ket. Dieses Wasser reiniget die Nerven der Zunge,

"das

"das Salz purgirt das Vieh und beuget der Fäulung vor.
"Salpeter und Seesalz ist schädlich, weil es eine empfind-
"liche Säure bey sich führet, wodurch die Materia peccans
"bey einem Hornvieh leicht erreget wird, und zum Aus-
"bruch komt. Eben diese Folge entstehet, wenn man
"das Vieh nicht mit reinem Wasser tränkt, sondern dem-
"selben nach vieler Hausleute Gewohnheit sauren Trank
"oder Spülwasser zu saufen giebet. Alle Recepte, die
"man itzo braucht, hat man schon seit hundert Jahren
"gewußt, sie haben aber wenig oder nichts geholfen:
"Allein diejenigen, die dieses Mittels zur Präservation
"des Hornviehs sich bedienet haben, sind wohl dabey ge-
"fahren, und es ist ihnen kein Stück gefallen. Ja! ich
"versichere, daß ich unter den Papieren meines Groß-
"vaters, der schon vor neunzig Jahren verstorben, dieses
"Mittel, als ein bewährtes Mittel, aufgezeichnet und
"gerühmet finde. ,,

Als ich nach etwa vierzehn Tagen aus Hamburg zurück kehrete, so war die erste Nachricht, die ich schon unterwegens hörete, daß auch in meinem Dorfe, welches bisher verschont geblieben war, einige Stücke Hornvieh gefallen wären. Mein Knecht hatte mein Vieh aus der Weide genommen, und es im Stalle gebunden. Ich machte das Mittel, welches ich erfahren hatte, bekannt, allein es waren nur einige, die sich dessen bedieneten. Den mehresten schien es lächerlich und abgeschmackt zu seyn, ein Mittel anzupreisen, das so wenig Geld kostete, da weit kostbarere Mittel nicht angeschlagen hatten. Andere sagten, sie würden nur GOtt damit versuchen, als ob sie ihm wehren wollten, ihr Vieh mit Krankheit zu schlagen, und wenn GOtt es ihnen nicht gönnen wäre,

so begehreten sie ihr Vieh, seinem Willen entgegen, nicht zu behalten. Einige bedienten sich, wie sie mir bezeugten, dieses Mittels, aber ganz heimlich, damit sie von andern nicht mögten durchgezogen werden. Nur zween vernünftige Männer gebrauchten dasselbe öffentlich und sagten: es ist dasselbige nicht kostbar, und da wir sonsten wol mehr an unser Vieh wenden, so ist es vernünftig, daß wir dieses geringe Mittel nicht versäumen: es ist auch ausgemacht, daß Salz der Fäulniß wehret, wie wir an dem mit Salz besprengtem Fleische vor Augen sehen. Sollte nun die Fäulung die Hauptursache der Krankheit seyn, so ist es begreiflich, daß man derselben vorbeugen könne.

Es kostete mir Mühe es von meinem Knecht zu erhalten, daß er mein Rindvieh auf die oben gedachte Art abwartete, und es fehlete ihm nicht an vielen Einwendungen dagegen, die mich aber nicht sonderlich rühreten. Ich war alle Morgen zugegen, wenn er das Vieh tränken wollte, und sahe genau darauf, daß er ihm die Zunge rieb und darnach mit Wasser, in welchem eine kleine Handvoll Salz aufgelöset war, tränkete. Es war viel Schleim auf der Zunge des Hornviehs, welcher einen übeln Geruch von sich gab, allein nach Ablauf einiger Tage waren ihre Zungen ganz glatt und der böse Geruch hatte sich verlohren. Ich hatte, etwa acht Tage, mich dieses Mittels bedienet, so fiel in einer einzigen Nacht die Krankheit in achtzehn Häusern, und bald darauf rings um mich herum, ein. Ein paar Stück Hornvieh geneseten, die andern giengen alle darauf. Weil ich Mangel an Milch und Butter hatte, so kaufte ich auf meiner Nachbarschaft um eben diese Zeit ein Rind, welches kalben sollte, aber

doch

doch aus einem Hause in welchem man, wie ich gewiß wußte, obiges Mittel gebrauchet hatte. Ich leugne nicht, daß alle mich abriethen, dieses zu thun, ich kehrete aber mich an ihren Rath nicht. Viele glaubten, und noch mehrere wünschten, daß die Seuche mein Hornvieh befallen und hinreissen mögte. Allein dieser boshafte Wunsch tückischer Seelen ist unerfüllet geblieben. Ich bin in die Häuser der Nachbarn gegangen, ich habe ihr Vieh jämmerlich leiden, und auch sterben gesehen, ich bin bey meinem umgegangen, aber diesem hat nichts gefehlet, vielweniger ist eins gefallen. Ja in allen Häusern meines Dorfs, die die angeführte Cur gebraucht, ist, wie ich als ein redlicher Mann bezeuge, kein Stück krank geworden, geschweige denn gestorben. Es wird mir erlaubet seyn, als welches ich für die Hauptsache halte, die Zufälle zu berühren, die ich bey meinem Hornvieh wahrgenommen.

1) Obgleich sie im Stalle Heu und Stroh frassen, so stalleten sie doch nicht so, wie es die Natur bey diesem trocknen Futter mit sich bringet, sondern so dünne, als es des Frühlings auf der Weide geschiehet, wenn sie allererst ausgetrieben werden.

2) Wenn die frische Milch aufgekochet wurde, so fieng sie an zu rinnen, oder zu coaguliren. Ihr Geschmack war sehr widerlich und etwas bitter. Dieses daurete etwa acht Tage lang, darauf erhielt sie ihren guten Geschmack wieder.

3) Die Butter schmeckte als alte Butter, die lange in einer Tonne gestanden, so daß wir sie auf

Brodt kaum essen konnten. Nach Ablauf von einen paar Wochen fieng sie an ihren rechten Geschmack wieder zu erhalten.

4) Als einmahl die Butter abgekarnet wurde, so so coagulirte die Buttermilch, die bekannter Maaßen dünne ist, in lauter Stücke, die so groß, als ein Paar Fäuste sind. Ich ward herbey gerufen, und sahe es mit Verwunderung an. Ich rührete die Stücke mit einem Löffel auseinander. Allein sie coagulirten wieder. Ich hoffete das nächste mal ein Aehnliches wahrzunehmen, allein mein Vermuthen traf nicht ein, sondern die folgende Zeit war die Buttermilch so, als sie sonsten zu seyn pflegte.

5) Als ich ohngefähr das Salz vorbeschriebener Maassen etwa in die dritte Wochen hatte brauchen lassen, so bezeugte mein Knecht, daß meine beste Kuh mit der Seuche befallen wäre, denn ihre Zunge wäre so ausserordentlich heiß, daß er kaum seine Hand ihr ins Maul stecken könnte. Einige Drescher, die ich eben stehen hatte, bezeugten ein gleiches. Ich gestehe aufrichtig, daß ich es verabsäumet habe, ihre Zunge zu befühlen. Sie riethen mir, ich sollte sie in die Scheune binden lassen. Ich erwiederte: Gott wird mir nicht mehr neues machen, als andern Leuten. Ist sie angesteckt, so sind die andern, die bey ihr stehen, gleichfalls nicht mehr frey. Man lasse sie also immer im Stalle stehen, so bald sie aber zu fressen aufhört, so soll sie den Augenblick hinausge-

gebunden werden. Ihre Augen stunden trübe, sie fraß aber lustig. Den andern Tag war ihre Zunge, wo nicht heißer, wenigstens so heiß, als des vorigen Tages, nach Aussage meines Knechts. Da sie aber nicht aufhörte zu fressen, so machte ich mir nicht viel daraus. Den dritten Tag nahm die Hitze der Zungen ab, und am vierten Tage war die Hitze gänzlich weg, wie mein Knecht bezeugete, und die Zunge wieder ganz rein und gut.

Nach Ablauf einiger Tage äusserte sich dieser Zufall bey einer andern Kuh mit eben den Umständen, die ich berühret habe, und mit gleicher Dauer. Bey noch drey andern Kühen äusserte sich eben dasselbige. Nur ein jährig Kalb blieb mit diesem Zufall verschonet. Wären meine Umstände beglückter gewesen, ich würde keinen Anstand genommen haben, eine meiner Kühe in einen Stall unter krankes Hornvieh zu binden, um zu erfahren, ob sie wirklich als durchgeseuchte Kühe anzusehen oder dem Anstecken von andern noch ausgesetzt gewesen wären.

Ich will das angeführte Mittel nicht für besser ausgeben, als es ist. Mich dünkt aber, daß die Wirkungen, die mit aller Genauigkeit beobachtet worden sind, so viel zeigen, daß man es nicht so schlechterdings verwerfen könne. Kann doch ein wenig Rauchtoback ein Pferd reinigen und es von Leibschmerzen, in welchen sehr oft viele Pferde sterben, sogar in einem Augenblick befreyen, wie ich dieses aus meiner und vieler anderer Erfahrung bezeugen kann. Warum sollte es denn so höchst

unwahrscheinlich seyn, daß man durch den Gebrauch des Salzes sein Hornvieh für viele Zufälle präserviren könne.

Ich füge noch hinzu, daß ich auf obige sechs Stück Hornvieh, da es schon vor Michaelis aufgebunden ward, etwa drey Spint Salz, und für vier Schillinge Lorbeern aufgebraucht habe. Die gute Witterung hat bisher verhindert, daß das Vieh im Hause getränket worden. Ich werde aber nicht ermangeln auf eben so viel Stück, aber nicht mehr als ein Spint Salz anzuwenden, weil ich glaube, daß sie, da ihr Körper gereiniget ist, mit dieser Portion zukommen können, und ich werde, wenn der Erfolg mit meinem Erwarten übereinstimmet, alle Winter dieser Cur bey dem Hornvieh mich bedienen. Den 10ten Decembr. 1768.

II. Nach-

# II. Nachricht von dem Bau des Egyptischen Waitzens auf einem Moorlande.

Seit einigen Jahren ist unter andern Getraide auch der Egyptische Waitzen * in diesen Gegenden bekannt worden. Man hat nicht ohne Grund gerühmet, daß er sehr ergiebig wäre, und auch behauptet, daß das Mehl desselben sehr weiß wäre, so, daß man das schönste Brodt daraus backen könnte. Ich zweifle nicht, daß verschiedene Liebhaber der Landwirthschaft Versuche mit demselben werden angestellet haben, und es kann leichte seyn, daß der Erfolg ihrer Hofnung ihren Wünschen gemäß ausgeschlagen. Ich glaube, daß sie ihre Versuche dem Publico werden bekannt gemacht haben, obgleich mir diese ihre Abhandlungen nicht zu Gesichte gekommen. Mir aber wird es vergönnet seyn, meine Gedanken über den Anbau dieses Getraides zu eröfnen, und wenn ich etwa von denen abweiche, die ungemein für den Anbau desselben eingenommen sind; so wird dieses wenigstens dazu dienen, daß man die Gründe von beyden Seiten desto genauer prüfe, und welchen das Ueberwicht gebühre, zuverläßiger bestimmen könne.

Zuförderst bemerke ich, daß alles Land, was ich besitze, bloß Moorland sey, wenn ich etwa einige Weiden und etwas Heuland ausnehme. Gedachtes Moorland hat ehedem den schönsten Rocken getragen, allein, da



* Dieser Egyptische Waitzen ist eben das Korn, davon im 18ten Stück S. 269, f. eine Beschreibung gegeben worden. Es ist immer Schade, daß beyde Aussaaten Schaden genommen haben, jene durch die Schaafe, diese durch den Frost. Man würde sonst einen merklichen Unterschied in der Erndte gespüret haben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0033
DFG

der Deich vor vielen Jahren durchgebrochen, so ist durch die Gewalt des Wassers die öberste gute Erde weggespület und das Land um ein bis anderthalb Fuß niedriger geworden. Es trägt itzo nichts, als Habern, und zuweilen, wenn es stark gedünget worden, und die Jahre darnach sind, auch Sommerwaitzen. Zum Winterwaitzen taugt es nicht, und der Rocken wird nur durch einen Glücksfall darauf gut. Was ich also von dem Egyptischen Waitzen melde, muß nach Beschaffenheit meines Landes und nicht nach Geest oder Kleyland beurtheilet werden.

Es war im Jahr 1766, als ich zehn Körner von dieser Frucht erhielt. Ich pflanzte sie in meinen Garten, der nichts weiter denn Moor, aber auch mit Sand stark vermenget ist. Das Bette, worauf es stund, war nicht gedünget. Es gieng auf, und ich zählete an einigen vierzig, an andern funfzig, an noch andern fünf und siebenzig Aehren. Da schon verschiedene Aehren reif waren, so kamen doch noch jüngere nach, die nicht zur Reife kamen. Ich gab verschiedenen Bekannten von diesem Korn, und behielt noch eilf Loth über. Diese eilf Loth säete ich 1767 in eine Vorwende, die aber voll Queck war. Es breitete sich nicht sonderlich darin aus, und es ward von dem Queck verdämpft. Kaum daß drey Aehren aus einem Korn schossen. Ich erhielt aber sieben Pfund aus diesen eilf Loth. Das folgende Jahr entschloß ich mich einen Block stark düngen zu lassen. Vielleicht habe ich es damit versehen. Ich säete es acht Tage vor dem May aus, mein Korn lief auf, allein wie es einer Hand hoch war, so gieng es vom Lande weg, so daß man mir auch rieth den Block umzupflügen und mit Habern besäen zu lassen. Ich wollte nicht daran. Das

Korn,

Korn, welches etwa durch einen eingefallenen Frost gelitten hatte, fing zum Theil an von neuen zu treiben. Das Unkraut, welches auf diesem bedüngtem Platz gute Art hatte, wuchs mit auf und that dem wenigen Korn, welches überblieben war, vielen Schaden. Dasselbe wuchs inzwischen gut auf, und trieb vierzig bis funfzig Aehren aus jedem Korn. Ich erndtete aber kaum einen Himbten ein. Denn so bald die ersten Aehren reif wurden, so wurden sie von den Vögeln aufgefressen,* und ich konnte dieselben, obgleich ich ofte darunter schiessen ließ, nicht davon abhalten, und mußte endlich wider meinen Willen, wofern ich anders nicht um meine ganze Erndte kommen wollte, es zum Theil grün und unreif abmähen lassen.

Ich ließ das Korn waschen und in der Sonne trocknen, mahlen und beuteln. Alleine die Schaale um den Waitzen hatte sich so fein mit zermahlen lassen, daß sie mit dem Mehl durchfiel, ich ließ es darauf durch einen feinen Haarsieb in meinem Hause durchsichten; aber es giengen die zermalmeten Hülsen mit dem Mehle durch, und es war, wie man leichte erachten kann, das Mehl mehr grau als weiß. Es ward hierauf ein weisses Brodt davon angerührt. Der Gest, der dazu kam, war gut, alleine es wollte nicht aufgehen, und es schmeckte stark nach Habern. Darauf ließ ich etwas davon mit Sauerteig

* Wenn dieses Korn mit der Zeit erst reichlicher gebauet wird, so werden die Vögel ihm nicht so vielen Schaden thun, oder man wird es nicht so sehr merken. Mit der Gärste gehts alsdenn also. Wer dieselbe an einem Orte allein bauet, so, daß sich in der Nachbarschaft weiter keine findet, der wird den Vögeln einen ansehnlichen Zoll entrichten, und gewiß den grössesten Theil der Erndte einbüssen müssen.

teig vermengen. Es gieng gleichfalls nicht auf und hatte einen so widerlichen Geschmack, daß Niemand es genieſſen mochte*.

So ist es mir mit diesem Korn gegangen. Vielleicht liegt die Schuld an meinem Lande, und ich glaube, daß es auf einem Geeſtlande beſſer geräth, als auf dem Moorlande. Es hat Stacheln wie der Gersten, welche aber, so bald die Aehre reif ist, abfallen. In dem Augenblicke aber sind die Sperlinge entsetzlich dahinter her und pflücken alle reife Aehren ledig. Das Betrübteste ist, daß die Aehren nicht zu gleicher Zeit, sondern nach und nach reif werden. Es muß also billig nicht nahe bey den Häusern, noch bey Gebüschen, wo gemeiniglich sich die Vögel stark aufhalten, sondern in das freye Feld gesäet werden. Denn sie lassen auch nicht ein einziges Korn in den reifen Aehren, und es ist leicht einzusehen, daß das Korn, wenn es unreif gemähet, und sodann gedroschen wird, kein gutes Mehl noch Brodt liefern könne. So viel muß ich noch berühren, daß der Müller geglaubt hat, es wäre dieses Korn allzu stark in der Sonne gedörret und daher rührete es, daß die Schaale oder Hülsen von dem Mehle sich nicht im Durchsieben

* Hierdurch offenbahret sich, daß die Besorgniß, die ich S. 271. in der zweyten Anmerkung geäussert habe, nicht ohne Grund gewesen ist. Vielleicht aber rühret der üble Geschmack des Brodts daher, daß so viel unreifes Korn dazwischen gewesen, und könnte also mit der Zeit wol besser gerathen. Es wäre indessen zu wünschen, daß man einen Versuch machte, ob dieses Korn zum Branntweinbrennen eben so gut, oder wol besser, als unser Rocken zu gebrauchen sey. Wäre dieses, so würde der Preiß des Brodtkorns merklich verringert, und Felder mit Egyptischen Korn bebauet werden können, die jetzt blos zum Habern gebraucht werden.

sieben trennen wollte. Vielleicht hat er nicht ganz unrecht darinnen. Jedoch, wenn ich erwege, daß das Korn nur nach und nach reif wird, und daß die Vögel demselben so sehr nachtrachten, so, daß man es zum Theil unreif muß mähen lassen, so sehe ich für Gegenden, die meiner gleich sind, in dem Anbau dieses Getraides keinen sonderlichen Vortheil, und zweifele, ob man wegen der Vermischung reifer und unreifer Körner gut Mehl daraus erhalten werde.

## III. Mittel für den Brand in dem Winterwaitzen.

Es giebet verschiedene Landleute, welche den schönsten Winterwaitzen von Jahr zu Jahr bauen, in welchem man nicht den geringsten Brand findet. Sie wissen ein Mittel demselben vorzubeugen; alleine sie sind so tückisch, daß sie dasselbe ganz heimlich halten und es denen, die keinen Waitzen bauen, schlechterdings nicht entdecken, denen aber, welche Waitzen in Kleinigkeit bauen, z. E. diesem oder jenem Käthner, den Waitzen zur Aussaat zubereiten, aber ihr Geheimniß ihm nicht offenbaren. Ich trage kein Bedenken, obgleich es vielleicht schon kann in öffentlichen Blättern von andern bekannt gemacht seyn, dasselbige anzuführen, weil vielleicht manchen mit dieser Nachricht gedienet seyn kann *.

Ich wollte ein Stück mit Waitzen besäen, und bat die Landleute, die ihn stark bauen, mir zu entdecken, auf welche Art ich dem Brande vorbeugen könnte. Sie sagten mir, daß man Kalk und salzig Wasser dazu nehmen müsse, aber die Proportion konnte ich nicht erfahren. Darinn stimmeten drey bis vier mit einander überein, sie wollten zu mir ins Haus kommen, und meinen Waitzen zurechte machen. Nach Ablauf einiger Zeit war ich zufälliger Weise so glücklich, dieses Mittel auszuforschen, Eine Frau, deren Mann just nicht zu Hause war, eröfnete es mir, bat mich aber inständig, sie ja nicht zu ver-

* Hierdurch erhält dasjenige, was vom Kalken des Winterwaitzens, zur Verhütung der Brandes im 2 Stück, S. 27. im 12 St. S. 188 f. und im 25 Stück S. 379. f. bereits angeführet worden, mehrere Gewisheit und dienet zur Bestätigung desselben.

verrathen. Gelegentlich sprach ich die andern Landleute, und entdeckte ihnen, was ich erfahren. Hier gaben sie mir die besten Worte, ich mögte es doch ja niemanden sagen: es wäre genung, wenn es einige wüßten, sie wollten den Käthnern ohnentgeldlich ihr Korn zum Aussäen präpariren, man müsse aber ihnen den Mund darum gönnen, die es aber nicht thäten, die hätten es sich selber zuzuschreiben, wenn ihr Korn misriethe und brandigt würde. Da ich zu unterschiedener Zeit sie sprach, und sie alle empfindlich waren, daß ichs wußte, aber auch darinn miteinander überein kamen, daß sie mich recht sehr baten, verschwiegen zu seyn, so schliesse ich daraus, daß ich hinter dieses Geheimniß gekommen bin. Ich präparirte das Korn auf die mir entdeckte Art, und es war nicht eine einzige brandige Aehre darunter vorhanden. Ich säete fünf Spint aus, und erhielt dreyzehn Himbten davon.

1) Muß man sich bemühen Waitzen von einem Lande zu kriegen, in welchem kein Brand anzutreffen. Hat man ihn einmal, so ist man allemal mit guter Saat versehen, und darf keinen Brand befürchten.

2) Auf anderthalb Himbten nimmt man etwa für einen Schilling Muschelkalk oder ungelöschten Kalk.

3) Nimmt man eine Schaale in der so viel Wasser gehet, daß man diese anderthalb Himbten damit besprengen kann. In dieses Wasser wird Salz geworfen, und zwar nach der Proportion, daß ein frisches Ey darinnen zu schwimmen anfängt. Dieses ist die Hauptsache. Ist zu wenig oder zu viel Salz darinnen, so hilft nichts für den Brand, er ist gleich da. Alsdann so schüttet man

4) Etwas

4) Etwas Korn auf der Diele, besprengt es nur mäßig mit Wasser und siebet durch eine Siebe etwas Kalk darüber: alsdenn wirft man wieder Korn auf diesem Haufen, besprengt es mit gedachtem Wasser und mit Kalk, und dieses thut man so lange, bis man mit allem Korn, das man aussäen will, fertig ist. Darauf rührt man es einmahl durcheinander und nach vier und zwanzig Stunden säet man es aus, vermengt mit dem Kalk, der dazwischen ist.

Da der Waitzen nur sechszehn bis vier und zwanzig Stunden in dieser Beize liegen muß, so wird die Vernunft es einem jeden sagen, daß, da er des folgenden Tages ausgesäet wird, man ihn nicht allzu naß machen müsse.

5) Ist der Waitzen zur Aussaat von solchem Lande genommen, welches brandige Aehren getragen, so hilft das angeführte Mittel schlechterdings nicht. Man muß daher dieses mit seine vornehmste Sorge seyn lassen, daß man sich reinen Waitzen anschaffe.

Es wird mir angenehm seyn, wenn erfahrne Landleute, entweder durch ihr Geständniß die Richtigkeit dieses Mittels bekräftigen, oder auch sichere und zuverläßigere Mittel, dem Brande im Waitzen vorzubeugen, zum allgemeinen Nutzen bekannt machen.

---

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0040
DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Neun und Zwanzigstes Stück.

## Anmerkungen über einige Stücke dieser Landwirthschaftlichen Erfahrungen *.

### Ueber das 19te Stück.

S. 292. Auf dem Lande, welches Klever getragen hat, pfleget guter Waitzen, auch weisser Kohl und Leinsaamen, imgleichen Speltz und Winter-Saamen zu Oel zu wachsen, ferner Blum- und Savoyn-Kohl.

S. 294. Der Klever bekömt Pferden und Kühen gut, und kann, ohne alle Gefahr nur dreiste gefuttert werden. Man hat weiter keine Vorsicht



* Ich hatte mir zwar anfänglich vorgesetzet, erst am Ende des Jahres, die mir gütigst communicirten Anmerkungen über die abgedruckten Stücke dieser Schrift bekannt zu machen; doch trage ich billig Bedenken, sie meinen Lesern so lange vorzuenthalten, indem sie darin nicht selten etwas finden werden, das ihnen je eher je lieber zu lesen, angenehm seyn wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0041
DFG

zu gebrauchen nöthig, als daß man dem Hornviehe allemal Stroh, oder Hexel von Stroh, zwischen dieses grüne Futter giebet, desgleichen dem Pferden Heu zwischen dem grünen Klever durchschüttet. Auch, wann Regen kommen will, daß man den Klever trocken in dem Stall zu bringen suche: und keinen Klever in den Thau mähe, sondern des Abends so viel in den Stall hohle, als bis zum andern Mittage zum futtern nöthig thut. Jung abgemähet fressen die Schweine den Klever gerne. Sind die Zweige aber groß und hart geworden; so fressen die Schweine den Klever nicht mehr, und wird solcher nur damit unnütze verschwendet.

S. 295. In dem geilen Klever hält sich allerhand Gewürme auf. Wird der Klever gleich vor der Sense aus in den Stall gebracht; alsdann wird das Ungezieffer auch mit in den Stall gebracht, und vielfältig von dem Viehe mit eingefressen, wovon denn jene angedrohete Zufälle entstanden sind.

Mir sind von dem mit Stroh oder Heu vermengten Klever-Futter noch nie, weder Pferde noch Kühe krank geworden. Jedoch habe ich diese Vorsicht noch mit gebrauchet, und den Klever nach dem Mähen etliche Stunden auf dem Lande liegen lassen, damit das Gewürme, so sich darin aufgehalten, daraus ziehen, und ein ander Quartier suchen könne.

S. 296.

S. 296. Im Herbste, bey der letzten Schur, muß der Klever nicht zu kurz an der Erde abgemähet werden, sonsten wird die Stoppel davon zu kahl, und verfrieret bey starken Frösten, wann gleich das Land mit Mist bedecket ist.

Wer den Saamen selbst ziehen will, der läßt im Frühjahre die erste Schur verfuttern. Von der zweyten Schur wählet man so viel Klever, als man Saamen haben will, und lässet solchen blühen, und den Saamen zur Reiffe kommen. Wann der Klever trocken geworden, sodann wird solcher nach Hause geschaffet, und an einem luftigen Orte eingescheuret, zur Winterszeit aber abgedroschen.

Wollen die Mäuse aber, den Kleversaamen zu stark antasten, und ausfressen; alsdann stopfet man den Klever in Säcke, und leget solche in einen mäßig warmen Backofen. Hierin wird der Klever völlig trocken, und lässet sich leichte ausdröschen, und reine machen.

Gemärgeltes Land liebet der Klever: deswegen ist gut, das Land mit natürlichen oder künstlichen Märgel zu versehen, wornach der Klever im thonigten Boden auch wohl gedeihet, und seine Stallungszeit von drey Jahren aushält.

## Zusatz.

Der Herr Probst Lüders hat in seiner Anweisung zum Kleverbau, die erste Schur zum Saamen stehen zu lassen, angerathen. Der erste Wuchs aber ist zu geil,

und machet die Blüte taub, und den Stengel lagerhaft, und giebet wenig Saamen. Derselbe giebet sonsten noch eine andere Anweisung, um den Saamen zu ziehen. Man soll nämlich zu sothanen Endzweck Klever in Reihen säen, bey starken Wuchse solchen stieffeln und aufbinden, damit der Klever nicht lagerhaft werden, und vor der Reiffe des Saamens verfaulen könne.

## Ueber das 20ste Stück.

S. 297. Auf dem platten Lande ist überall der Dünger nützlich, zu gebrauchen, und bekömt man davon nimmer zu viel. Mithin behält die Stall-Futterung allemal den Vorzug vor dem Weiden, und dem Hüten auf den Gemeinheiten.

S. 298. Die in dem 6ten Stücke dieser Wochenschrift gegebene Rechnung von einer milchenden Kuh passet auf hiesiges Land nicht, und würden einige Jahre darauf hingehen, bevor man den Boden mit so vielen Lichttheilen versähe, daß solcher ein so kräftiges Futter hervorbrächte, wovon die Kuh täglich die angerechnete Milch und den fetten Rohm geben könnte. Indessen lässet sich die Milch ehender auf dem Stalle, als in der Weide, erzwingen. Im Stalle kann man dem Viehe allemal satt zu fressen schaffen. Auf der Weide aber nicht. Bekanntlich nimt nach Vitus, nämlich in der Mitte des Monats Junii, die Milch bey den Kühen auf den Weiden ab, wegen der alsdann einfallenden starken Sonnen-

Sonnenhitze, und bessert sich erstlich auf der Stoppelweide wieder. Hiernächst wird das Vieh auf den Weiden, welche mit Hecken und Buschwerk umgeben sind, sehr von den Fliegen, und Mücken gequälet. Diese Unbequemlichkeiten fallen bey der Stall-Futterung weg. Auch machet

ad. 1.) der beständige Aufenthalt im Stalle das Vieh nicht krank und schwächlich, sondern fett und stark: wie solches auch die Erfahrung bey den Brandteweins-Brennereyen lehret. Ein Brandteweins-Brenner bindet seine milchenden Kühe auf den Stall, futtert solche bestens, und nutzet davon die Milch, Butter und Käse. Ohngeachtet, daß die Kühe täglich dreymal gemolken werden, nehmen solche dennoch am Fleische stark zu. Findet der Brandteweins-Brenner es nützlich zu seyn, so giebet er der vorzüglich gut Fleisch setzenden Kuh noch besser Futter, machet dieses Stücke bey der Milch fett, und verkaufet solches. Auf gleiche Weise wird bey der Stall-Futterung auch verfahren. Fettes Vieh ist allezeit eine Kaufmannswaare: folglich bringet dieser Umsatz dem Landmann, und dem Publico Nutzen.

S. 299. In den Wänden der Viehställe sind gemeiniglich Luftlöcher gemachet. Solche werden gegen Abend aufgezogen. Dazu sind vorne die Ställe völlig offen: weswegen es dem Viehe an freyer Luft nicht fehlet. Anbelangend

ad. 2.) die Zuzucht des jungen Viehes auf dem Stalle; so ziehet dieses nicht so viele Unbequemlichkeiten nach sich, als angegeben worden. Wohlfeiler werden indessen die jungen Kühe von andern gekaufet, und dafür die fetten wieder verkaufet. Wir sind übrigens noch weit von dem Zeitpuncte entfernet, da die Stallfutterung allgemein werden dürfte.

S. 300. ad. 3.) Eine Kuh, die eben so gutes Gras in dem Stall bekömt, als sie auf der Weide hat, giebet allezeit mehr Milch, als das Stück, so weidet.

In denen Häusern, wo gewöhnlich das Vieh auf dem Stalle gefuttert wird, findet man allemal mehr Butter und Milch, als bey dem Nachbaren, welche das Vieh draussen auf der Weide gehen haben.

Eben so wie hier alt und junges Gras mit einander vermischet worden; eben also vermenget man auch das Weiden- und Stallfuttern des Viehes, und setzet solches nicht aus ein ander.

Grosse Pacht-Weiden bey einer Stadt, oder auch grosse eingeschlossene Gemeinheits-Weiden für milchendes Vieh, und welche zu Zeiten eine viertel Meile vom Orte entlegen sind, würden zu viel zu schaffen machen, wann diese sollten gemähet, und das Gras im Stalle gefuttert werden. Auf dergleichen grossen Weiden werden viele Theile einzeln an Leute verhäuret, welche kein Fuhrwerk halten, dahero es selbigen

zu

zu beschwerlich fallen würde, das Gras täglich für etliche Stück herein zu hohlen. Auch muß das Land, so zur Stall-Futterung bestimmet wird, des Winters nicht unter Wasser kommen, damit der Dünger, welcher darin gebracht worden, nicht daraus gespühlet werde, sondern stets in vollen Kräften bleibe. Es bleibet

S. 301. ad. 4.) demnach die Stall-Futterung eine nützlichere Einrichtung für den Land- als Stadtmann, indem ersterer besser das Gestreu anschaffen, und den Dünger mehr gebrauchen kann, als der letztere.

Werden die Kühe täglich dreymal gestreuet, und wird der Stall wöchentlich ausgemistet, auch Stroh oder Heu zwischen das grüne Futter geschüttet, imgleichen die Kuh nicht angebunden, sondern frey im Stalle gelassen, alsdann wird die Unreinlichkeit nicht groß und eckelhaft seyn.

Daß die Sonne im Sommer den Dünger nicht auszehren, dazu weiß der Landmann schon Rath, und bearbeitet solchen besser, als der Stadtmann.

S. 302. Alle Dinge in der Welt die uns umgeben, können in gewisser Maasse uns schädlich, oder nützlich werden.

Die Menschen sowol, als die Thiere, können ohne Ausdünstung der Körper kein gesundes Leben haben: nur muß der Grad derselben

nicht zu stark oder zu schwach seyn. Es würde solches auch den Absichten Gottes wiedersprechen, wenn wir die ohnumgänglichen Dünste, ohne Nachtheil der Gesundheit, nicht sollten vertragen können. Nur kömt es darauf an, daß selbige nicht eingesperret, und gar zu häufig sind, oder uns gar entzogen werden. So wenig als ein thierischer Körper in einer eingesperreten Luft bestehen kann; so wenig würde solcher auch leben können, wenn es möglich wäre, demselben etliche Meilenweges über den Erdboden zu versetzen. Die Dünste, welche dem thierischen Körper würklich schädlich sind, sind die Ausdünstungen der Cadaver, demnächst die Excremente der Menschen, am allerwenigsten aber der Koth von Thieren: es wäre dann, daß von demselben etwas corporelles in den Leib käme. Woselbst hinlängliche Luftlöcher sind, kann der Abfall von Thieren keinen Schaden machen. Wir finden, daß die Hausleute, deren Hauptgeschäfte das Viehwarten ist, von den Ausdünstungen des Mistes keinen Schaden nehmen, sondern alt werden, und von starker Leibesbeschaffenheit sind. Das Acidum pingue, laut Meiers Tractats vom Kalke, ist in allen Körpern vorhanden, und ohne dasselbe kann kein Körper bestehen. Dasselbe tritt bey dem Verfaulen der Körper wieder in die Luft, und muß, nach einiger Veränderung, in die lebenden Körper wieder eintreten, und ihr Leben und Gesundheit erhalten. Mithin

hin können wir dergleichen Ausdünstung nicht ganz entbähren.

S. 306. Seit der Zeit, daß der Syberische Leinsaamen bekannt worden, hat man den Sommer- und Winter-Leinsaamen besser kennen, und unterscheiden gelernet.

S. 304. Macht man sich zwar Hofnung den gewöhnlichen Sommer-Flachs durch den Winter zu bringen, und zu einer Winter-Frucht zu machen; allein ich zweifele daran, daß es gerathen werde.

Zufälliger Weise sind etliche Körner von dem Sommer-Leinsaamen diesen Herbst in meinen Garten mit dem Unrath gekommen, und aufgelaufen. Solche übersende in einem Päckschen sub Nro. 1. hierbey. Es scheinet zwar, als wären diese Halme noch grün; allein der Frost hat ihnen das lebhafte Grüne schon benommen. Mithin hat dieses Gewächse den Tod bereits in sich.

Betrachtet man diese Halme näher; so findet sich an den Wurzeln keine neue Keime, die Hofnung machten, im Frühlinge wieder hervorzustechen: folglich stirbet der ganze Stamm ab.

Dagegen erfolget ein Stamm von dem Winter- oder dem Syberischen Flachse in dem Papiere No. 2. hier neben. Sothanen Leinsaamen habe ich im vorigen Frühjahre ausgesäet.

In der Mitte des Monats Junii bekamen wir eine Ueberschwemmung von dem Aue-Flusse, welche bis Michaelis gedauret hat. Mein Syberisches Lein gieng damit zu Grunde. Einige grüne Halme, um bey der Art zu bleiben, nahm ich, und pflanzte solche auf eine höhere Stelle, von diesem umgepflanzten Flachse ist also vorangelegter Straus.

Aus diesem einem Saamen Korne sind drey Halme gewachsen, welche diesen Sommer, wann das Gewächse hätte seinen Wachsthum völlig und ununterbrochen fortsetzen können, hätten abgeerndtet werden müssen. Diese drey Halme sind, wie der Augenschein zeiget, verfroren. An dessen Statt sind schon zwölf Sprossen wiederum von der Wurzel aus- und über der Erde gewachsen. Mehr denn funfzig Keimen stehen an der Wurzel noch zum hervorkommen in völligem Wachsthum. Aus dieser Anlage ist sichtlich, daß dieser, und nicht jener Rigasche Leinsaamen den Winter-Flachs schaffe. Weiter ist das Winter-Lein schwarz und rund; das Sommer-Lein aber platt und braun. Das Winter-Lein hat eine grosse, das Sommer-Lein aber eine kleinere blaue Blume. Das Winter-Lein wächset höher und stärker von Halm, als der Sommer-Flachs.

Wegen Mangel des Saamen-Korns vom Winter-Lein ist dieses Gewächse noch nicht genung gebauet, und völlig geprüfet worden.

Dem

Dem Landmann auf dem Sande dürfte dieser Lein besonders nützlich seyn. Ich werde mich also bemühen, davon vorzüglich Saamen zu ziehen, und, um die Zeit das Aussäens zu bestimmen, die nöthigen Proben machen.

Ueber

## Ueber das 21ste Stück.

S. 313. Gleich Anfangs dieses Stücks wird auf der ersten Seite des Briefes ein Verzeichniß von dem Bienen-Bestand gegeben, welcher sich vor einem Paar Jahren bey den Dörfern Linteln, Selsingen, Wistädt, Flögeln und Rhade befunden, und daß die Summa davon in allem neunhundert und zehn (nicht dreyßig) Körbe gewesen. Alle diese Dörfer liegen in einer Heid-Gegend, woselbst die Heide nicht so kahl, als in hiesigen Gegenden abgeplagget, noch dadurch den Bienen die Weide benommen wird. Alhier und in den übrigen Aemtern der Grafschaft Hoya, ausser den Aemtern Harpstedt und Westen, sind die Heiden sämtlich durch den Plaggen-Hieb kahl gemachet, auch viele grosse Höltzungen damit ganz verödet worden. In dem Landschaftlichen Archive zu Nienburg liegen noch viele Register, so vormalen von dem Bienen-Bestande in der Grafschaft Hoya aufgenommen worden sind.

Diese Nachrichten bezeugen; so wie seit

1680

1680 die Einwohner in besagter Grafschaft, besonders durch den Häuerlingsstand, sich vermehret haben, auch der Acker-Bau vergrössert worden sey, mithin der Heid- und Plaggen-Hieb zugenommen habe. Nach Proportion dieses Anwachses von Menschen und der Vermehrung des Ackerbaues aber hat der Bestand von den Bienen von Zeit zu Zeit abgenommen, und sich bis itzo um $\frac{2}{3}$ vermindert.

S. 317. Der hier sich unterschriebene Herr Verfasser des angezogenen Briefes geliebe eine Untersuchung anzustellen, ob bey den vorerwähnten Dörfern seit 1680. a) die Heide verringert worden, und b) der Ackerbau durch den Anwachs von mehren Einwohnern sich vermehret. Dagegen c) der Bienen-Bestand gegen die itzige Zeit sich verringert habe.

Aus dieser Vergleichung wird klar hervorleuchten, daß nach Abnahme der Nahrungs-Mittel auch die Bienen sich verringert haben. Könnte erwiesen werden, die Abnahme der Blüthen von Gebüschen, nämlich durch das Ausreden des Buschwerks aus denen Wiesen, um solche zum Heuwachs tüchtiger zu machen, wäre

wäre hieran alleine Schuld; so stünde dieser Mangel dadurch zu ersetzen, und mehrere Sorten Oel-Saamen ausfündig zu machen, und solche zu säen.

Auf diese Weise würde der Landmann mehr Oel gewinnen können, als woran es ohnehin in denen mehresten Haushaltungen sehr fehlet, und denen Bienen würde mehr Nahrung aus denen Blüthen verschaffet werden.

S. 316. Wird gewünschet eine Erfahrung zu haben, ob das Mittel die Bienen in einen Schlaf zu bringen allezeit von einem glücklichen Erfolge gewesen sey.

Hierauf erwiedere, wie vormals, dann zehn Jahren in hiesiger Nachbarschaft zwo erfahrne Hauswirthe eben diesen Versuch gemachet und der eine sechs der andere zehn Körbe auf einem hohen Sandberge eingegraben gehabt. Der Erfolg ist aber schlecht gewesen, und sind die Bienen im Frühjahre allesamt tod gefunden worden. Die Biene ist auch ein viel zu wach- und sorgsames Thier, und scheinet nicht dazu geschaffen zu seyn, daß es sich solle durch die Schlafsucht durch den Winter helfen,

wie

wie die Schwalben, Maykäfer ꝛc. thun; sondern selbige ist des strengen Winters ohngeachtet dennoch in ihrer Wohnung munter und nicht schläfrig.

Die Bienenwärter wissen aus der Erfahrung, daß diese Geschöpfe aus eigenem Triebe vor dem rauhen Winterwetter die Fluglöcher in den Körben mit Wachs verkleben, und nur ein kleines Loch darin lassen.

Fielen die Bienen in eine Schlafsucht, oder hätten den Schlaf nöthig; so würde die Natur schon die Anweisung dazu gegeben, und ihnen das Flugloch ganz zuzukleben eingeprägt haben.

Nun findet dieses aber sich ganz anders, und die Bienen machen sich Luft. Wann man auch des Winters vor den Korb tritt, und diese kleine Oefnung betrachtet; so wird man finden, daß der Frost umher sich angesetzet habe, welches beweiset, daß die Bienen eine Wärme ausblasen.

Hält man ferner das Ohr nahe an dieses kleine Flugloch in der strengsten Kälte; alsdann wird sich ferner finden, daß die Bienen

im

im Korbe munter sind, und solches durch ein Sumsen zu erkennen geben.

Indessen stehet es in eines jeden Belieben den Versuch mit dem Eingraben zu machen. Man wolle aber bey Beschreibung eines solchen Versuches nicht vergessen, das Publicum zu benachrichtigen, auf was Art denen Körben die Luft gegeben worden, oder ob solche ihnen ganz genommen sey, damit andere nicht in Schaden, durch die Nachahmung, gesetzet werden.

B**. M*.

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Dreyzigstes Stück.

## Schluß der im 25sten Stück abgebrochenen Abhandlung: Von den gemeinern Krankheiten des Hornviehes.

Der Wahnbiß ist an dem Hornvieh leicht zu merken, wenn selbiges über den ganzen Leib zu zittern anfängt, und sich schleunig niederlegt, als ob es sich wälzen wollte. Dieser Zufall ereignet sich selten. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird die Krankheit von einem heftigen Krampfe verursacht, welcher die äusserlichen Theile des Viehes durchläuft. Wir wissen dafür keine zuverläßige Cur an die Hand zu geben. Was man etwa dabey versuchen könnte, wäre ein Aderlaß, denn gekochte Habergrütze in warmen Trank. Die meisten Landleute und Viehärzte bedienen sich hierbey vieler aberglaubischer Mittel, weil sie glauben, daß dieser Unfall von bösen Leuten oder Hexen herrühre. Das beste ist, daß die Krankheit nicht tödtlich ist, und bisweilen von selbsten ohne hierwider gebrauchten Mittel zu vergehen pflegt.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0057
DFG

Gegen Ausgang des Winters und im Frühlinge pflegt den Kühen zuweilen der Schweif, oder ein Stück davon, abzufallen. Dieses Uebel nennet man den Stirzwurm. Der Stiel des Schweifes wird weich, und wenn man mit der Hand daran herunter streicht, so scheint es darin zu rauschen. Das Uebel fängt von der untern Spitze des Schweifes an, und wenn man es übersieht, so fällt er zuletzt gar ab. Dieses machet nicht nur einen Uebelstand, sondern das Vieh wird des so nöthigen Schirms vor den Fliegen beraubt, dahero es sehr gut ist, wenn man die Schweife zuweilen untersuchen läßt.

Findet man, daß sich der Stirzwurm bey einem Stück Vieh etwa schon angesetzt hat, so muß man bey Zeiten dazu thun, und das unterste vom Schweif mit einem scharfen Messer der Länge nach etwas aufschlitzen oder einschneiden, doch ohne die Knochen zu verletzen. Aus dem Einschnitte eytert sodann eine Feuchtigkeit heraus, und der Schweif wird wieder hart *. Dieses Uebel scheinet aus dem langen Stillstehen und vielen liegen zu entstehen, welches daraus abzunehmen, daß sich dieses nur im Winter ** zu eräugnen pfleget, da das Vieh in Ställen unterhalten wird. Das untere Ende des Schweifes liegt gemeiniglich im Koth und ist voller Unrath, daher es kein Wunder ist, daß ein solcher Unfall daraus entstehet, als wir eben beschrieben haben. Dabey ist es wahrscheinlich,

* Nachdem die weiche Stelle des Schweifes aufgeschnitten worden, und etwas geeytert hat, so reibt man auch gerne etwas Salz hinein, überwindet sie feste mit etwas Leinwand, und löset solches am dritten Tage wieder ab.

** Zuweilen geschieht es gleichwol auch im Sommer, daß das Vieh, selbst wenn es geweidet wird, diesen Zufall bekömt.

lich, daß demselben durch eine gute Reinigung des Viehstalls ganz leicht könne vorgebeuget werden.

Noch eine andere gemeine Krankheit ist der Grind, oder eine gewisse Art von Ausschlag, welcher sich bey den Kühen an dem Maule, um die Augen und Ohren, besonders aber am Halse ansetzet, und aussiehet, als wäre das Vieh mit weissen Brodteiche beworfen. Die Landleute nennen daher solche Krankheit das Teichmal, weil viele aus einem Vorurtheile glauben, es rühre dieser Unfall daher, wenn eine Magd, welche mit Brodteich umgegangen, die Kühe mit ungewaschenen Händen angreift. Man gestattet es ihnen daher nicht, zu dem Vieh zu gehen, bis sie vorher ihre Hände gewaschen, und von dem anklebenden Teich gereiniget haben. Die Mittel, welche viele dagegen anwenden, sind abgeschmackt und aberglaubisch. Wir halten davor, dieser Grind oder Ausschlag der Haut komme von unreinem Geblüte her, die Heilung kann auf folgende Weise zuwege gebracht werden. Man schabet die weissen grindigten Schuppen mit einem scharfen hölzernen Span, bis das Blut durchscheinet, und salbet diese Stellen in Ermangelung einer Salbe nur einige Tage mit Schweinschmalz, so wird das Vieh geheilet. Uebrigens ist diese Krankheit in sich selbst wenig gefährlich, aber doch ansteckend, es ist also nothwendig, dergleichen inficirtes Vieh allein zu stellen.

Wenn ein Vieh im Buge, oder an einem andern Gliede, sich verrenket hat; so ist zur Vertheilung des geronnenen Bluts sehr dienlich, wenn man Kiehnöl, Steinöl und Ziegelöl, von jedem gleich viel unter einander mischt, und das schadhafte Glied früh und Abends damit schmieret, und wohl einreibet.

Das Rindvieh bekömt öfters Hornklüfte, da sich

nämlich das Horn an den Klauen spaltet, und dieses am meisten, wenn es auf rauhen Steinen oder kleinen Kieseln gehet, besonders auf solchen Wegen und Gassen, die mit kleinen Feld- oder Feuersteinen gebessert, und bey nassen Jahrszeiten mit Koth und Schlamm bedeckt sind. Dieser Unfall kann auch jungen Kälbern im Stall begegnen, wenn sie lange auf hartem und trocknem Stroh stehen, weil das Horn ihrer Klauen noch sehr zart ist. Man muß also sowol im Winter- als zu Sommerszeiten die Klauen des Viehes bisweilen untersuchen, und wenn man eine solche Zerspaltung entdecket, so versäume man keine Zeit, die Hornschiefern mit einem scharfen Messer behutsam zu beschneiden, doch nicht zu tief, damit man nicht, wie man zu sagen pflegt, auf das Leben komme. Man pflegt dem Vieh zuweilen gar Umschläge zu gebrauchen, und so lange einzubinden, bis die Klauen ihre rechte Stärke erlanget. Wer in diesem Stücke nachläßig ist, dem kann alles Vieh nach und nach gar leicht lahm werden.

Gemeiniglich im Frühjahre pflegen dem Hornvieh die Zähne * wankend und los zu werden, welches wol daher rühret, daß es den ganzen Winter hindurch trocknes Futter, besonders hartes Stroh, frißt. Findet sich ein solcher Zufall, so muß man die wankenden Zähne fest eindrücken **, und das Zahnfleisch und Untermaul inwendig mit Ofenruß und Salz stark ausreiben, unterläßt

* Dieser Umstand eräuget sich gemeiniglich, wenn das Vieh den Stirzwurm hat, ist aber von keinen gefährlichen Folgen, wenn in Zeiten darzu gethan wird.

** Auch ritzet man mit einem scharfen Messer das Zahnfleisch sowol in- als auswendig auf, daß es blutet; und reibt es darauf mit Salz rein.

läßt man dieses, so bleiben die Zähne los, das Vieh kann weder im Stalle, noch auf der Weide fressen, und stehet sowol altes als junges Vieh in Gefahr, die Zähne gar zu verlieren, welches böse Folgen nach sich ziehen kann.

Die Läuse nehmen auch öfters Ueberhand bey den Kälbern, verhindern ihren Wachsthum und zehren sie ab. Dieses Ungeziefer setzet sich vorzüglich hinter den Hörnern an den Ohren, an den Seiten des Halses, und unterwärts bis an den Brustlappen, und ist, wenn es einmal eingewurzelt, so leicht nicht zu vertreiben. Gemeiniglich machet man eine Lauge von Toback- Eichen- und Büchenasche, u. d. gl. mehr. Allein diese Mittel, nebst dem, daß sie die erwünschte Wirkung nicht allzeit hervorbringen, scheinen uns, zumal für die jungen Kälber, allzu beitzend und fressend. Weit würksamer und unschädlicher haben wir die Salbe befunden, welche aus Queckſilber und altem Schmier bereitet wird, mit welcher man das Vieh hin und wieder, wo es am nöthigsten zu seyn scheint, nur ein wenig bestreichet. Man kann aus dem Kratzen und Reiben des Viehes gar leicht erkennen, daß es mit Läusen behaftet sey.

Bey jungen noch auf der Milch stehenden Kälbern ist die weisse Ruhr eine sehr gemeine Krankheit, welche aber, wenn sie ausser Acht gelassen, oder übersehen wird, sehr schädlich und endlich tödtlich wird. Diese Dyssenterie erkennet man aus dem weissen, dünnen und kleberigten Mist, welcher einen merklichen Gestank von sich giebt *. Der Mangel der Verdauung, er entstehe, woher er immer wolle, ist Ursache hieran. Diese Krankheit ereignet sich aber am gewöhnlichsten, wenn die jun-



* Dieser Krankheit ist auch schon S. 275. in der Anmerkung beyläufig erwähnet worden.

gen Kälber zu viel Milch zu saufen bekommen, oder wenn sie mit kalter Milch, oder mit Milch von fremden Kühen, oder mit Mehl- und Habergrütz-Suppen, aus einer vermeynten Wirthschaft, oder vielmehr aus Geitz gar zu früh getränket werden, oder auch, wenn sie so angebunden stehen, daß sie mit der Zunge leimene Wände erreichen können, welche sie gern belecken, und sich dadurch die Atrophie zuziehen, und den Magen verderben. Ist die Krankheit noch frisch, so ist die Cur leicht. Man giebt einem solchen Kalbe des Morgens nüchtern ein gutes Spitzgläschen guten alten Korn-Brandtwein ein, und wiederhohlet dieses zween Tage nach einander; Mittags und Abends bekomt es nur ein wenig Milch, und am dritten Tage pflegt es genesen zu seyn. Einige Landleute bedienen sich einer geriebenen Muskatnuß und anderer Gewürze; allein diese verstopfen leicht. Ist aber das Uebel schon älter, so findet eben die nämliche Cur statt, nur daß sie länger gebraucht werden muß. Uebersieht man es aber gar zu lang, so entsteht endlich ein Blutfluß und Ruhr daraus, woran das Kalb crepiren muß.

Bey den kalbenden Kühen ist es ein sehr gehäßiger Zufall, wenn sie einen so genannten Wolfsangel haben. Dieser Zufall besteht darin, wenn bey einer Kuhe, die gekalbt hat, das Netz, worinnen das Kalb gelegen, oder die placenta uterina inwendig an der Tracht der Mutter angewachsen ist, so, daß der Mutterkuchen dadurch zurück gehalten wird, daß er nicht zu gehöriger Zeit mit abgehen kann. Unverständige Landleute oder Aerzte pflegen in diesem Falle den Anwuchs mit Gewalt abzureissen, welches aber durchaus nicht zu dulden ist, weil dieses abreissen der Kuhe das Leben, und dem Besitzer die Kuh kostet. Treibende Arzneyen, als da sind Braun-

Kohlsaat,

Kohlsaat, Nigella romana &c. wären eher anzurathen. Einige Landleute pflegen geriebene Quitten unter das Getränk zu mischen. Ist der Anwuchs nicht stark, so können diese Mittel etwas ausrichten; die Natur hilft öfters am besten.

❖ ❖ ❖

Ausser diesen bereits angeführten Krankheiten des Hornviehes, finden sich noch zuweilen einige andere Umstände bey demselben, die den Landmann in nicht wenige Verlegenheit setzen. Damit er sich auch darin sogleich zu rathen wisse, will ich nachfolgende Vorfälle noch bemerken, und ihm mit Mitteln dawider an die Hand gehen.

## 1. Wann einer Kuh die Milch in der Euter verstocken will.

Wann die Eutern groß und voll werden, muß man solche rein ausmelken, sonst schwellen sie leicht, und schlagen zur Materie aus. Um diese Verhärtung wieder zu zertheilen, wird die ausgemolkene Milch scharf warm gemacht, die Euter damit gewaschen; darauf wird ein Handtuch in dieser warmen Milch naß gemacht, und um die Wärme und Zertheilung zu erhalten, darum befestiget.

Vor dem Waschen kann man die Euter auch mit Altheasalbe schmieren, die auf den Apotheken zu haben ist.

## 2. Wann den Kühen die Zitze aufgerissen, oder spröde sind, auch wenn sich so genannte Warzen daran setzen.

Dieses Uebel entstehet gemeiniglich bey nassen Sommern, wenn die Kuhe viel in nassen Brüchen und Morästen

gehen. Beschmieret man die Zitzen mit vorgedachter Altheasalbe, so hilft es gewiß.

## 3. Wenn eine Kuh mit der Milch auch Blut giebet.

Von dieser ausgemolkenen, mit Blut vermengten Milch werden zwey Drittheil mit ein Drittheil Eßig vermischet, und der Kuh gleich wieder eingegeben. Dies zieht die Blutgefässe wieder zusammen, und hilft dem Uebel bald wieder ab.

## 4. Wenn im Frühjahre die Kühe blutige Milch geben, und die Excremente zugleich mit blutig werden.

Diese Krankheit ist der rothen Ruhr unter den Menschen ähnlich. Gemeiniglich befällt dasjenige Vieh damit, und wird tödtlich krank, welches angekauft und auf einer fremden Weide getrieben wird. Die Weiden sind jedoch am gefährlichsten, wo die kleinen Erdweiden Büsche sich häufig finden, und im Frühjahre von den Kühen mit eingefressen werden. Man hat dabey folgende Vorsicht zu gebrauchen, daß man das angekaufte Vieh gleich zur Aderlasse, und solches von vier zu vier Wochen nämlich in der Mitte des Aprils, May, Junius und Julius wiederhohle. Wird das Vieh später angekauft, so hat es keine so grosse Gefahr mehr, als im Frühjahre. Hat man aber diese Vorsicht nicht gebraucht, und das Vieh befällt damit, so muß dem Viehe sogleich eine Purgans von zwey Loth Rhabarber mit Wasser eingegeben werden, damit die fressende Materie aus dem Körper geschaffet werde.

Den

Den folgenden Tag giebt man auf einmal ein Loth Tormentilwurzel-Pulver, und ein halb Loth Salpeter mit halb Wasser und Eßig dem Viehe, und so täglich, ein, bis es sich gebessert hat.

Salz und salzige Sachen nebst dem Aderlassen sind schädlich.

Den jungen Rindern wird nur halb so viel von obiger Medicin eingegeben.

## 5. Wenn ein Stück Rindvieh sich verfangen hat.

Man erkennet diese Krankheit daran, wenn das Thier steif gehet, und das Saufen nicht gut hinunter bringen kann.

Hierwider hilft ein Loth Meisterwurzel-Pulver, welches man mit Bier dem Vieh einzugeben hat.

## 6. Wenn eine Kuh den Schweiß hat.

Die Kühe ängstigen sich oftmals sehr, und geben die innerliche Unruhe durch ein starkes Stöhnen zu erkennen. Am Rücken ist das Fell entweder an der einen oder auch an beyden Seiten zugleich angelaufen. Zwischen Fell und Fleische ist es, als wenn sich Wind darzwischen gesetzet hätte. Der Rücken wird mit Stroh stark gerieben, und darauf mit Tüchern zugedeckt, damit der Rücken warm bleibet.

Zuvor ist nützlich, dem Viehe Alaun zwey Quentin, Roßschwefel sechs Quentin, Antimonium sechs Quentin, dieses fein gestossen, und davon einen Löffel voll mit dünnem Bier einzugeben.

Darnach die Krankheit heftig ist, wird dieses Pulver gebraucht, und zwar in dem heftigen Anfalle täglich drey

mal, im mittelmäßigen Zustande zwey mal, und, wenn das Uebel sich bald heben läßt, nur einmal.

Diese Krankheit hat eine Entzündung des Geblüts zum Grunde, und findet sich dabey allemal eine Verstopfung. Dieser muß geholfen und der Mist davon geholet werden.

## 7. Mittel, wider die Fickbeulen.

Die Kühe bekommen eben auf dem Rücken viele kleine Geschwüre, darin erzeuget sich ein Wurm, welcher von dem Geschmeisse darein geleget wird, und sich endlich durch die Haut frißt.

Diese Krankheit entstehet von schlechtem Futter und Wartung des Viehes, davon das Geblüt scorbutisch wird, und obbemeldete Geschwüre verursachet.

Hierwider sind die Purgiermittel am dienlichsten, als: ein Loth Jalappenpulver, ein Loth Haselwurzel-Pulver, mit Wasser des Morgens im Stalle eingegeben, hilft dem Viehe. Um den dritten Tag wird dies Pulver noch einmal gegeben. Lässet es sich mit dem Viehe noch nicht zur Besserung an, so wird vierzehn Tage nachher obiges Pulver noch einmal wieder gebraucht.

Die Würmer lassen sich heraus drücken, und der Rücken wird mit Butterföhle oder Salzwasser gewaschen.

## 8. Wenn das Vieh von giftigen Thieren gestochen worden.

Dies trift die Haushaltungen sehr, welche an Gehölzen liegen. Hieraus ziehen, besonders die Schnacken, sich in die Viehställe, legen die Eyer in den Mist, um solche darin auszubrüten. Füget es sich, daß der Haus-

wirth

wirth den Stall mit Mist ausfährt; so werden diese Thiere erzürnet, finden sich Haufenweise in den Küh- und Schweineställen ein, und stechen das Vieh. Hierwider ist insonderheit dienlich, den verwundeten Ort mit Scorpionöle zu salben.

Noch besser aber ist es, Weineßig und Angelikenpulver zusammen zu mischen, und als einen Brey um die vergiftete Stelle zu legen.

## 9. Wider die Würmer im Leibe.

Ist nichts bessers zu gebrauchen, als: ein Quentin Coloquinten-Pulver, ein Loth Toback, ein Loth Schwefel, ein halb Loth Aloe mit Wasser, worin zuvor Wermuth gekocht worden, auf einmal eingegeben, und ein Viertel Pfund Baumöle dazu gegossen.

Nachdem die Würmer sich hartnäckig bezeigen, und nicht fort wollen; so wird es zwey oder drey mal wiederholet, und jedesmal um den dritten Tage gebrauchet.

Es giebet ausserdem noch eine Art kleiner Würmer, welche sich bey dem Vieh im Afterdarm aufhalten, und da heraus kriechen.

Ein Clystier von zwey Quentin Coloquinten, einer Handvoll Toback, einem Löffel voll Salz, zusammen in drey Maaß Wasser gekocht, sodann ein halb Pfund Rüböl dazu gegeben, und gehörig appliciret, ist das beste Mittel in solchem Fall.

## 10. Wenn das Vieh unvorsichtiger Weise Gift bekommen.

Alsdenn nimt man ein Loth Assafoetida, kocht solche in drey Quartier Milch auf, und giebt dem Viehe häufig davon ein.

11. Ein

## 11. Ein Mittel wider die Lungensucht und Verschwindung.

Diese Krankheit bekömt das Vieh bey den heissen Sommertagen von unreinen Saufen, auch starken Laufen und Jagen. Man gebraucht zur Hebung derselben ein Quentin Nießwurzel-Pulver, zwey Quentin Alantwurzel-Pulver und zwey Quentin Süßholz-Pulver, vermischt dasselbe mit einander, und giebts also ein.

Dies wird zu verschiedenen malen drey Tage nach einander wiederholet.

Solches Mittel thut auch bey Pferden in der Schwindsucht und Steindruse gute Dienste.

## 12. Wider die Bräune.

Mit dieser Krankheit wird das Hornvieh leicht in den trockenen Sommertagen befallen. Und je fetter es ist, desto eher kann es dieselbe bekommen. Das beste Mittel dagegen ist, daß dasselbe zur Ader gelassen werde.

## 13. Wider Schäden in heiler Haut, es mögen solche von Schlagen, Stossen oder Fallen herrühren.

Bey diesen Schäden zeiget sich jederzeit geronnenes Blut, und verursacht in der Folge eine Entzündung. Dagegen ist folgende Mixtur zu gebrauchen: Zwey Loth Terpentinöl, zwey Loth Ziegelsteinöl, ein Loth Peteröl, zwey Loth Johannisöl und ein Loth Campher. Dieses wird zusammen gemischt, und, wenn der Campher in den Oelen zergangen ist, alsdenn diese Mixtur auf den Schaden geschmieret.

Solche Mixtur zertheilet das geronnene Geblüt, wieder-

wiederstehet der Entzündung, und ist über dieses ein vortreflich Nervenstärkendes Mittel.

Bey frischen offenen Schäden aber kann man folgende Salbe mit guten Nutzen gebrauchen. Man nimt nämlich vier Loth Wachs, zwey Loth Terpentin, und zwey Loth Hirsch- oder Schaftalg, lässet solches auf gelindem Feuer durch einander schmelzen, und giebt zuletzt ein halb Loth Spangrün dazu; bestreicht damit die Wunden, so wird sich ihre gute Würkung bald äussern. Nur ist zu bemerken, daß solche gegen alte, und solche Schäden, die den Knochen bereits angegriffen haben, nicht helfe.

## II. Von Verbesserung der Schaafzucht.

Es ist ein ungegründetes Vorurtheil, daß eine feine, und in einer warmen Himmelsgegend gezogene Art von Schaafen, in einer kälteren entweder abarten, oder gar umkommen sollten. Die Spanier, die Engländer und Holländer haben ihre gute Art Schaafe ebenfalls aus fremden und wärmen Ländern herbey geschaffet. Das Abarten, und selbst das Werben einer guten Schaafart, hänget nicht von der rauhern Himmels- oder Erdgegend, sondern lediglich von schlechter und übler Wartung derselben ab. Aus dem Exempel von Schweden erhellet, daß auch in den kalten Nordländern die ursprünglich schlechte Art Schaafe, binnen wenigen Jahren, in eine feine Engländische und Spanische Art verwandelt worden, und sich auch bis itzo in derselben erhalte.

Da hierinnen der Grund der ganzen Schäferey-Verbesserung liegt, von Schweden aber sich auf eine mildere Himmelsgegend, z. E. auf Deutschland und unser Niedersachsen, in Ansehung der Möglichkeit solcher Verwandelung, sehr

sehr gegründet schliessen läßt, so will ich jetzt genau erzählen, wie man es damit anfängt.

Man läßt zu funfzehn jungen Schaafen, die wenigstens ein und ein halbes Jahr alt, am besten zwischen zwey bis sechs Jahren sind, einen guten ausländischen, oder, wenn dergleichen nicht zu erlangen, wenigstens aus einer andern guten Schäferey angeschafften Widder, von derjenigen Art, zu der man seine Schaafe verwandeln will.

Die Zucht von dieser ersten Gattung wird die erste Generation, oder das erste Geschlecht genennet. Alle von derselben gefallene Kibbe- oder Eve-Lämmer, wofern sie anders tauglich sind, behält man zu fernerer Zucht, die Hammel-Lämmer aber läßt man schlachten, oder verschneiden, und in der Folge der Zeit gleich andern Mästvieh verkaufen.

Wenn die Eve-Lämmer von dem ersten Geschlecht wenigstens anderthalb Jahr alt sind, läßt man sie erst, und nicht eher, von einem guten Widder bespringen, der nicht von schlechterer, wol aber von besserer Art seyn darf, als ihr Vater gewesen ist; und was nach diesem Bespringen fällt, heißt das zweyte Geschlecht.

Man fährt mit demselben fort, so wie mit denen von der ersten Generation. Man thut die Hammel-Lämmer davon, läßt aber die Eve-Lämmer, wenn sie zur Zucht taugen, alle bleiben, und nachdem wenigstens anderthalb Jahre vorbey sind, läßt man sie von einem guten Widder decken.

Die Zucht von dieser dritten Bespringung wird das dritte Geschlecht genannt, und ist von gleicher Güte mit dem ersten Widder. Solchergestalt werden grobe Schwedische Schaafe in drey Geschlechtern zur feinen Englischen oder Spanischen Art verwandelt. Hat man deutsche Schaafmütter, so kann man auch in Schweden ihre Zucht

in

in zweyen Geschlechtern zur Spanischen oder Englischen Art bringen. Von Englischen Mutterschaafen kann schon das erste Geschlecht denen Spanischen völlig gleich werden.

Viel leichter wird es sich also in unsern Gegenden, wo wir uns eines weit mildern Himmels und Bodens zu erfreuen haben, bewürken lassen. Bey dem allen aber ist feste zu setzen, daß es bey einer solchen Verbesserung hauptsächlich auf den Widder ankomme; denn nach seiner Art oder Gattung fallen und richten sich alle Lämmer, wie auch bereits in allen Schäfereyen zur Genüge bekannt ist. Denen Schaafmüttern, wenn sie auch noch so feiner Art sind, kann man nur so viel, als eben jetzt erzählet worden, davon beymessen, daß sie nämlich vieles zur Verbesserung beytragen, wenn sie selbst mit Widdern von guter Art beleget werden. Taugt aber dieser nicht, so werden die Lämmer ebenfalls untauglich, und daher findet man auch oft bey guten und feinen Schäfereyen, daß, wo etwa schlechte Widder in die Heerde gekommen sind, viele gute Mutterschaafe nur schlechte abgeartete Lämmer gebähren.

Zu der beschriebenen Verbesserung der Schaafe sind demnach unserm niedersächsischen Climate gemäß, folgende Regeln anzurathen:

1) Daß man den Widder zu rechter Zeit, nämlich zu alt Michaelis zu den Schaafen lasse. Die Lämmer fallen sodann in der Mitte des März, da in hiesigen Gegenden der Schnee, wo nicht ganz, doch größten Theils vorbey ist. Die Schaafe können also schon alsdenn die nahe gelegenen Felder beziehen, und vor ihre Lämmer eine nahrhafte Milch einsamlen, als das rauhe Stallfutter allein zu geben nicht vermögend ist. Die Lämmer selbst aber gewinnen bey guter Zeit Kräfte, die, im folgenden Sommer, da sie auf die Weide getrieben werden, in ihrer

Natur

Natur vorgehende, und denen geringen Lämmern oft höchstnachtheilige Veränderung auszuhalten. Gesetzt auch, die Witterung schlüge bisweilen fehl, das Feld wäre in der Mitte des März auch mit Schnee bedeckt, und die Schaafmütter müßten bloß im Stall erhalten werden; so hat ein Einsichts voller Landmann dennoch nicht Ursache den Muth sinken zu lassen. Er komme denen Schaafmüttern nur nebst guten Heu mit Haferfütterung zu Hülfe, und sey versichert, daß dieser kleine Aufwand ihm gewiß und reichlich werde ersetzet werden. Ich gründe mich hier auf die Erfahrung. Wer sich die Mühe geben will, kurz nach der Lämmerzeit in verschiedenen Schäfereyen, die zuerst, und die zuletzt, etwa vier bis fünf Wochen später gefallenen Lämmer zu zeichnen, und im folgenden Herbst, den Unterschied zwischen diesen und jenen zu bemerken, der wird von dieser Wahrheit gar bald überzeuget werden.

2) Daß die jungen Schaafe nicht gedeckt werden, ehe sie nicht wenigstens anderthalb Jahre alt geworden. Die Erfahrung lehret ohnehin, daß auch in diesem Alter die Schaafe nur alsdenn mit Nutzen untergelassen werden können, wenn sie stark vom Leibe und grössesten theils ausgewachsen sind. Und dieses hänget lediglich von guter Wartung und Fütterung ab, welche aber bey dem gemeinen Landmann gar selten anzutreffen ist. Denen meisten Schäfereyen hiesiger Lande würde daher noch besser zu rathen seyn, ihre Schaafe, überhaupt zu rechnen, nicht eher, als bis sie drittehalb Jahr alt sind, zum Widder zu lassen; wobey dennoch vor der, welche in einem Alter von anderthalb Jahren unter der Heerde einen besondern Vorzug hätten, eine Ausnahme statt finden könnte. (Der Schluß folgt künftig.)

## Anfrage.

Das Spelz-Mehl hat einen grossen Vorzug vor unserm Waitzenmehl, und ist dem Englischen, wo nicht vorzuziehen, doch an Güte völlig gleich. Sollte schon hier zu Lande jemand dies Getraide gebauet haben, so bittet man um eine gütige Nachricht und Antwort auf folgende Puncte:

1) In welcher Gaarde muß das Land seyn, darauf Spelz gebauet werden soll?
2) Zu welcher Zeit wird er ausgesäet? und
3) wie bekömt man ihn aus dem Stroh, da es scheinet, daß er nicht ausgedroschen werden kann, indem der Waitzen über die massen feste in den Aehren sitzet?

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0072
DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Ein und dreyzigstes Stück.

## Schluß der vorigen Abhandelung von Verbesserung der Schaafzucht.

3.

Daß man im Gegensatz auch keine bereits zu alt gewordene Schaafe unterlasse. Bey den meisten Schaafen fangen die Zähne schon im siebenten Jahre an stumpf zu werden. Sie können alsdenn weder so viel Futter genieſſen, noch so gut kauen, als nöthig wäre, um sie bey Kräften zu erhalten. Die Verdauung geht schlechter von statten, und das Lamm findet weder vor noch nach der Geburt hinlängliche Nahrung bey seiner Mutter. Nach einer vieljährigen Erfahrung hat man am besten zu sein befunden, von einem Schaafe, nachdem es mit drittehalb Jahren zum ersten male zum Widder gelassen worden, drey Jahr nach einander Lämmer zu ziehen, selbiges nachhero ein Jahr gölde gehen zu lassen, und endlich im siebenten Jahre unter dem Märzviehe zu verkaufen. Auf diese Weise erhält man in einer Schäferey stets junges gesundes Vieh, und

das Märzvieh selbst kann, weil es noch bey guten Kräften ist, leichter, und um einen bessern Preis versilbert werden.

4) Daß man keinen Widder, der unter, wenigstens anderthalb Jahr, noch über, höchstens sieben Jahr alt sey, zum Bespringen gebrauche.

5) Daß man nur solche Widder zum Bespringen nehme, die zum wenigsten von eben der Generation oder dem Geschlechte sind, von welchen das Mutterschaaf ist. Wobey noch am allerbesten ist, wenn der Widder ein Geschlecht vor dem Schaafe voraus hat, z. E. am besten schickt sich ein Schaaf von der dritten, und ein Widder von der vierten Generation, in Absicht auf diese Verbesserung des Schaafstandes zusammen. Ueberhaupt muß man sich niemals, sonderlich bey dem zweyten und dritten Bespringen, eines an Grösse und Art schlechtern Widders bedienen, als man zum ersten male hatte.

6) Daß man einen und eben denselben Widder, so guter Art er auch seyn mag, in einer und eben derselben Schäferey nicht länger, als höchstens drey Jahr zum Bespringen gebrauche. Es ist daher am rathsamsten, die Widder öfters umzuwechseln, und wenn einer längstens drey Jahre bey einer Heerde gewesen, sich einen andern von einer andern Heerde, nur daß selbiger mit erstern wenigstens von gleicher Güte sey, anzuschaffen, dahingegen der vorige bey einer andern Heerde noch einige Zeit mit Nutzen gebraucht werden kann.

7) Daß man endlich in Wartung und Pflegung sowol der Schäferey überhaupt, als der Widder, tragenden und Lamm-Schaafen, und der Lämmer insonderheit, keinen Mangel, Faulheit oder Nachläßigkeit, weder bey der Futterung und Weide, noch sonst in irgend einem Stücke verspüren lasse.

Gleich

Gleichwie nun auf die genaue Beobachtung dieser sieben Regeln, dergestalt, daß keine einzige derselben bey Seite gesetzet werde, die ganze Verbesserung der Schaafzucht sich gründet; so ist in deren Vernachläßigung, oder gar gegenseitigen Verfahren, der Grund aller Abartung und Zurückfallens der guten Schäferey zu finden, wenn nämlich:

1) Die Widder zu späte im Jahre untergelassen werden, und die Heerde etwa bis in den spätesten Herbst aufgehalten wird. Weil ein spät angekommenes Lamm niemals die Güte eines zeitigen erlanget, und daher die wenige Futtererſparung vor die tragende und Lammschaafe, sehr am unrechten Orte angebracht ist.

2) Wenn die Schaafe zu jung, oder im Gegensatz

3) zu alt untergelassen werden; denn in beyden Fällen können keine andere, als schlechte und geringe Lämmer fallen.

4) Wenn die Widder zu jung oder zu alt unter die Heerde gelassen werden, weil die Natur der Sache es giebet, daß daher auch keine andere, als schlechte Lämmer kommen können, wo nicht gar die meisten Schaafe gölde bleiben.

5) Wenn man Widder zum Bespringen nimt, welche geringerer Art, oder doch jüngern Geschlechts sind, als die damit zu bedeckende Schaafe, z. E. zu einem Schaafe vom dritten Geschlechte, einen Widder vom zweyten, und so fort.

6) Wenn man die Widder niemals auswechselt, sondern immer bey einer und eben derselben Heerde behält, weil die Erfahrung giebt, daß solchen Falls die Lämmer immer von Jahre zu Jahre ausarten und schlechter werden.

7) Und endlich, wenn man die Schaafe nachläßig

wartet, insonderheit selbige den Winter über in starker Wärme hält, und des Sommers über sie allzu viel auf trockenen Heyden weiden läßt. Aus welchen allen nichts wenigers als der Verfall, und zuletzt der völlige Untergang, auch der besten Schäferey, zu erwarten stehet.

In Ansehung der Sommerhütung kann man folgende Vorschriften in Acht nehmen:

1) Müssen die Schaafe im Frühjahre so zeitig auf die Felder getrieben werden, als es die Witterung nur erlaubt, dabey ihnen jedoch, wenn die Weide noch knapp ist, auch im Stalle noch etwas Futter vorgeleget werden muß.

2) Müssen die Schaafe, so viel möglich, auf erhabenen Orten geweidet, bey starker Hitze aber in schattigte oder holzigte Gegenden, und in die Thäler getrieben werden.

3) Werden die Schaafe niemals, weder des Morgens, noch des Abends, auf den Thau ausgetrieben.

4) Wenn die Schaafe in die Thäler getrieben werden, müssen sie erst mit Hunden hin und her gehetzet werden, um dadurch die Feuchtigkeiten, das Spinnengewebe, und andere Unreinigkeiten, die auf das Gras gefallen, nieder zu treten.

5) In der Weide müssen die Schaafe stets hin und her getrieben werden, damit sie immer eine Veränderung des Grases und der Kräuter haben mögen.

6) In der Mittagshitze werden die Schaafe unter einen schattigten Boden, oder wo es die Gelegenheit verstattet, gar unter Dach getrieben.

7) In nassen Jahren und anhaltenden Regen weidet man die Schaafe auf den Heidefeldern.

8) Man

8) Man muß ihnen, weder auf sumpfigten noch auf sandigten Gegenden, sich zu lagern verstatten.

Bey dem Tränken der Schaafe ist sowol auf die Beschaffenheit des Wassers, und daß solches nicht stehend, sondern auf einem reinen Sandgrunde fliessend sey, als auch darauf zu sehen, daß es

1) niemals in der Mittagszeit, sondern am besten des Morgens, und

2) nicht allzu oft oder täglich, sondern nur alsdenn geschiehet, wenn man an den Schaafen selbst verspüret, daß sie durstig geworden sind. Sie aber gar niemals an die Tränke zu treiben, und sie ihren Durst bloß aus dem Thau stillen zu lassen, kann ihnen nicht anders als sehr nachtheilig seyn.

3) Ist bey dem Wasser noch zu bemerken, daß auf der Stelle, wo man einmal seine Schaafe zu tränken anfängt, man auch beständig damit fortfahren müsse. Denn die Unwechselung des Wassers, wie gesund auch dasselbe an sich selbst seyn mag, verursachet ihnen den Grind und die Räude, bey trächtigen Schaafmüttern auch noch über dieses eine bunte Wolle an ihren Lämmern.

Wegen der Winterwartung ist zu bemerken:

1) Daß im Herbste die Schaafe von solchen Weiden abgehalten werden müssen, auf welchen das Gras anfängt gelb zu werden, weil es ein Zeichen ist, daß es seine Kraft verlieret; und gelbes Gras ist den Schaafen ein Gift, so lange es nicht ausgefroren ist.

2) Wenn man seinen Schaafen zu Anfange der Herbstzeit im Stalle einige Arzeneyen, um die überflüßige Feuchtigkeit auszutrocknen, oder zur Auscur anderer im Sommer eingesogenen üblen Beschaffenheiten, oder auch zur Präservation eingeben will, so muß solches noch vor

dem Unterlassen geschehen, indem sehr begreiflich ist, daß trächtigen Schaafen alle Arzeney schädlich, und ihren Lämmern nachtheilig seyn müsse. Ein sowol præservative, als curative zu gebrauchendes und bewährt befundenes Mittel, bestehet aus folgenden:

Man nimt auf ein jedes hundert Stück Schaafvieh

3 Loth Antimonium crudum,
6 — Schaaflorbeeren,
6 — Schwefel,
4 — Enzianwurzel,

läßt jedes klar stossen, unter einander mischen, sodann mit Salz vermenget dem Vieh vorlegen.

Nachdem die Schaafe im Herbste eingestallet sind, und man sie sodann vierzehn Tage mit trockenem Futter gefüttert, auch währender Zeit sie einmal schwitzen lassen, und bey der Gelegenheit ihnen Zibeth, oder Schaafgalle mit einer Handvoll Salz eingegeben hat; so läßt man sie alle Tage Salz lecken. Hernach giebt man ihnen alle drey Wochen von einem auf folgende Art zubereiteten Salze. Man nimt Erlene Klötzer, bohret sie inwendig hohl, füllet sie mit zerstossenem Salze, und pfropfet die Enden zu. Hierauf wirft man sie ins Feuer, da das Holz abbrennet, das Salz aber wie ein runder Stock zusammen geschmolzen und ganz hart da lieget. Dieses zerstösset man wohl mit Wacholderbeeren, Alantwurzel und Roßmarin, und misset auf zehn Schaafe eine gute Kanne ab, mischet solches in eine Handvoll Hafer vor jedes Schaaf, und leget es ihnen in den Trog zum fressen vor, welches auch den trächtigen Schaafen nichts schadet. Salz ins Wasser darf man ihnen nicht geben, denn sie schütteln beständig den Kopf, und werfen einander mit dem Wasser das Salz auf den Leib; hernach wollen sie

solches

solches einander ablecken, und rupfen auch zugleich einander die Wolle mit ab.

Mit dem Tränken der Schaafe darf man im Winter nicht so sparsam seyn, wie im Sommer, denn von dürrem Futter wird ihr Geblüt sehr erhitzt. Nachdem sie nur die ersten Tage nach der Einstallung gedurstet, werden sie alle zwey Tage, öfterer aber auch nicht, getränket. Bisweilen haben sie Gelegenheit, ihren Durst mit Schnee zu löschen. Die Tränkung geschiehet itzo des Mittages in reinen fliessenden Wasser, nur einmal des Tages. Vor Mistwasser müssen sie sehr gehütet werden. Niemals muß man ihnen warmes Wasser geben, denn es gedeyhet ihnen nicht; auch nicht Wasser mit Mehl, Say (Träber) oder Hefen vermischt, denn dieses macht sie engbrüstig.

Wenn die Weiden und Felder ausgefroren sind, müssen sie bey hellen Tagen, und um den Mittag herum, alle Tage ausgetrieben werden, denn die freye Luft ist ihre halbe Gesundheit; und solche im Winter ausgetriebene Schaafe werfen im Frühjahre die Wolle nicht ab, wie die andern, die beständig im Stalle gestanden haben.

Die übrige Fütterung und Wartung des Schaafviehes überlässet man billig der Einrichtung eines jeden einsichtsvollen und vernünftigen Hauswirths selber, indem niemanden unter demselben die Richtigkeit des Grundsatzes unbekannt seyn kann, daß, je reichlicher und ordentlicher er sein Vieh versorget und wartet, je mehrern Nutzen er sich davon zu versprechen hat. Nur dieses muß er sich noch empfohlen seyn lassen, daß er sein Vieh nicht allein in gesunden Tagen, und so lange es wohl um dasselbe stehet, gebührlich, und so gut es ihm möglich ist, verpflege, sondern auch bey Krankheiten oder herumgehenden Seuchen dasselbe besonders in Acht nehme.

## II. Nachricht von der in Deutschland wachsenden Baumwolle.

Es ist eine bekannte Sache, daß man bis dahin die Levantische, oder die aus Italien, Griechenland und der Türkey, auch von andern warmen Orten eingeführete, auf gewissen Stauden wachsende Baumwolle im Gebrauch gehabt hat.

Wem aber der Feldbau bekannt ist, oder wer sich nur sonsten einigermassen aufmerksam bewiesen, der wird auch längst bemerket haben, daß ebenfalls auch in Deutschland Bäume anzutreffen sind, die Wolle tragen, als z. E. die Pappeln, Aspen und alle Arten gemeiner Weidenbäume.

So pflegen auch verschiedene Kräuter und Pflanzen, als: Disteln, die weisse auf sumpfigen Wiesen wachsende Federblumen, der Lattig, Scorzonerwurzeln, und mehr andere Arten Feld- Wald- und Wiesenblumen, eine mehrentheils steife, mithin von keinem Gebrauch seyende haarigte Wolle, oder wenigstens etwas Wollenähnliches hervor zu bringen.

### Von der, auf den Weidenbäumen wachsenden Wolle hingegen, sind einige Versuche zu Stande gekommen, die man hierbey anzuführen nicht unterlassen wollen:

Und zwar tragen alle Arten von Weiden, hierunter aber vornämlich die durchgehends bekannte Knapp- Platz- oder Pollweiden im dritten Jahre und ferner, nachdem sie behauen worden, an den äussersten Aesten, Fingers lange, aus manchmal dreyßig und mehr Saamenhäusgen bestehende

stehende so genante Kätzgen, ein jedes Häusgen aber beschließt viele feine Wolle in sich, wobey auch zugleich in verschiedenen sehr kleine öligte schwarze Körner gefunden werden.

Gegen Ende des Maymonats, so wie das Wetter kühl, oder warm ist, öfnen sich die Saamenhäusgen, und zwar die untersten zum ersten, und fliegt die reichlich daraus kommende Wolle in der Geschwindigkeit fort.

Um nun solche zu samlen, giebt man um diese Zeit acht, ob die untersten Saamenhäusgen gelb zu werden anfangen. Alsdenn ist es Zeit dazu Anstalt zu machen, und nach dem Verhältniß, daß viele Wolle verlanget wird, Leute dazu zu bestellen, welche entweder mit Heckenscheeren die äussersten Aeste abkippen, oder auch grössere mit vielen Kätzgen beladene Aeste abhauen, und so bald es nur möglich ist, weg, und in grosse mit Fenstern versehenen Kammern zusammen einbringen.

Daselbst läßt man dasjenige, so eingesamlet worden, einige Tage wenden, worauf sich die Saamenhäusgen von selbst öfnen. Was nun von Wolle oben aufkömt, wird mit einem Federweher, dergleichen sich die Bettschwinger bedienen, ab- und in einer zu dem Ende rein zu haltende Ecke der Kammer gewehet, das andere aber noch einmal umgewendet, und die weiter herauskommende Wolle eben auch in die Ecke getrieben, der Unrath aber, die Aeste und das liegen gebliebene Laub auf die Seite gebracht, so ist die reine Wolle in wenig Zeit beysammen.

Wo Dienstleute sind, da kann das Abhauen und ins Haus bringen durch solche, das Reinmachen aber durch Kinder und schwache Leute geschehen.

Der Gebrauch von dieser Wolle ist folgender:

1) Läßt sie sich zum Steppen, auch Unterfutter zu Seiden- Cattun- und andern Zeugen gebrauchen.
2) Macht man Lichter-Garn oder Tocht daraus.
3) Wenn solche zur Hälfte unter Levantische Baumwolle gearbeitet und gesponnen worden, lassen sich artige leichte, halb Seiden- und halb Baumwollene Zeuge daraus fabriciren. Einige in Sachsen also bereits verfertigte Stücke haben schon die Probe davon gewiesen.
4) Giebt dieselbe auch leichte, doch sehr warme Oberbetten und Kopfküssen, wenn sie mit wenigen, sich hierzu gut schickenden Gänse- Pflaumen-Federn vermischt werden, indem dergleichen Bettwerk den Eiderdunen ziemlich nahe kömt.

Und dies sind die nach und nach damit zu Stande gebrachten Versuche. Es wäre zu wünschen, daß solche zu einer weitern Vollkommenheit kommen könnten. Ich bin dadurch bewogen worden, diese Nachricht bey Zeiten bekannt zu machen, wenn sich vielleicht einer oder der andere entschliessen mögte, Versuche darüber anzustellen.

## III. Von nöthiger Kenntniß der Pferde.

Dasjenige, worauf der Landmann bey den Pferden zu sehen hat, ist die Kunst, sie zu kennen. Keines von allen bekannten Thieren ist so mancherley Fehlern und Mängeln unterworfen, als ein Pferd. So sehr demjenigen, der ein Pferd kaufen will, daran gelegen ist, ein gutes unmangelhaftes und zu dem erforderlichen Gebrauche tüchtiges Pferd zu erhalten, eben so sehr bemühet sich derjenige, welcher ein mangelhaftes Pferd verkaufen will, die

Mängel

Mängel zu verdecken, und erdenket allerley Listen und Mittel, den Käufer zu täuschen und mit sehenden Augen blind zu machen. Die Kunst zu betriegen, scheinet nirgends mehr, als bey dem Pferdehandel, getrieben zu werden, und es ist nicht anders, als wenn sie dabey erlaubt und privilegirt wäre. Um so viel mehr sollte ein jeder Landmann, damit er nicht hintergangen würde, billig ein Pferd recht zu kennen und zu beurtheilen lernen.

Es wird daher nicht unangenehm seyn, wenn ich hier die von einem vornehmen Officier der Cavallerie entworfene Puncte beyfüge, welche denen, die junge Remontepferde in Empfang nehmen sollen, zur Instruction gegeben worden, (um so viel mehr, als auch unsere Landleute sich mit Aufziehung, Ankaufung und Ablieferung solcher Pferde sich nicht wenig beschäftigen.) Es können solche zur Anleitung dienen, worauf man bey einem Pferde zu sehen, und für welche Mängel man sich vorzüglich zu hüten habe.

1) Ein Pferd soll keine Esels- oder Scholl-Ohren haben, welche zu groß sind, vorhangen und hin und her schlenkern.

2) Es darf auch keine Mause-Ohren haben, welche zu klein sind, und an denen die offene Seite einwärts stehet.

3) Die Ohren müssen nicht an, sondern auf dem Kopf gewachsen seyn und nicht zu weit liegen.

4) Roßhändler pflegen den schollohrigten Pferden die Ohren mit den Trensen, Stirnriemen, oder mit einem Haar zusammen zu ziehen.

5) Der Kopf muß dem Pferde gleich oben von der Stirne an scharf zufallen, so daß die Augen nicht viel mehr, als eine gute Handbreit, aus einander liegen.

6) Ueber

6) Ueber der Nase muß der Kopf recht scharf zulaufen.

7) Die Kinnbacken dürfen nicht zu weit herunter gewachsen seyn, damit mit der Zeit keine dicke Nase erfolge.

8) Das Pferd darf nichts vom Schweinemal haben, welches am Fressen hindern würde.

9) Die Kinnbacken dürfen nicht zu weit, noch zu breit hinterwärts gewachsen seyn, damit es dafür den Kopf unterwärts biegen kann.

10) Hat der Kopf oben an der Stirne eine flache Breite, so nennet man es, wenn er gleich hernach scharf zuläuft, einen Schaafskopf.

11) Ein Hechtskopf ist über der Nase eingebogen.

12) Die Augen müssen klar, rein, nicht fett noch fleischigt seyn. Die Augapfel müssen von einer Grösse und völlig gleich seyn, auch keinen falschen Blick geben.

13) Ist man wegen der Augen zweifelhaft, so ziehet man das Pferd in eine dunkele Stall- oder Hausthür, daß es nur den Kopf allein heraus hält. Man fähret auch mit der Hand oder Ruthe vor den Augen auf und nieder.

14) Das Maul muß inwendig rein, alle Zähne vorhanden und die Zunge frisch seyn. Man ziehet auch die Zunge heraus, und riechet, ob das Pferd faul aus dem Halse rieche.

15) Der Hals darf nicht vom Kopfe gleich breit zu fallen.

16) Der Hals darf nicht zu lang seyn, daß er, wenn er gebogen wird, einen Speckhals bilde.

17) Gehet er zu gerade auf, so daß der Kopf rückwärts stehet, nennet man es einen Rehhals.

18) Ist

18) Ist er zu fleischicht, so wird es ein Speckhals.

19) Man muß versuchen, ob sich die Haare in der Mähne und dem Schweif leicht ausziehen lassen, und von selbst ausfallen, so pflegt das Pferd inwendig faul zu seyn.

20) Wenn ein Pferd ungewöhnlich stark schäumet, soll man von dem Schaume etwas in der Hand mit dem Finger rühren, wenn er lang wird, und sich ziehen lässet, nimt man es für ein Merkmal, daß das Pferd hartschlägig sey.

21) Um davon gewiß zu seyn, läßt man das Pferd ohngefähr vierzig Schritte hin und her traben, und darauf Halte machen; drücket ihm sodann die Gurgel, so hustet es, als ein kögisch Schaaf, ziehet auch den Leib ungewöhnlich stark zusammen, öfnet die Naselöcher ungewöhnlich weit, und schnappet nach Luft.

22) In der Bauge muß ein Pferd die völlige Breite haben, so daß man vollkommen eine Hand unter durchschieben kann.

23) Die Vorderbeine dürfen nicht wie Ochsenbeine oben über stehen.

24) Sie dürfen auch nicht zu lang in den Kothen stehen.

25) Man muß mit der Hand daran herauf und herunter fahren, ob sich auch Schieber oder Warzen daran befinden.

26) Oben der Krone ist unter dem Haare wol nachzusehen, daß sich daselbst nichts von Knöcheln, oder wie ein Schieberbein befindet, so man die Schaale nennet, welches einer der schlimmesten und unheilbaresten Schäden ist.

27) Wenn sich an der Krone etwas vom Kringe befindet,

findet, wie bey einer Kuh am Horne, die schon gekalbet hat, so zeiget es an, daß das Pferd sich schon einmal verfangen hat: Daher denn auch das Pferd vorne niedrig gehet.

28) Wenn ein Pferd, nachdem es etwas stark getrabet worden, und darauf stille stehet, mit den Beinen bebet und bauchschlaget, zeiget es gleichfalls ein Verfangen an.

29) Ein Pferd muß nicht voll noch platthüfig seyn.

30) Man muß Acht geben, ob die Füsse nicht hinten mit dem Eisen zusammen gezogen sind, oder die Eisen einen andern Fehler an den Füssen verbergen.

31) Der Leisten eines Pferdes ist wohl zu beobachten, und wie lang es im Rücken, damit ihm der Sattel nebst Zubehör wohl kleiden mag.

32) Ob es in den Dünnien oder dem hohlen Leibe gut herunter hange, dabey eine gute Tute oder Schlauch habe.

33) Es muß nicht baumleibigt seyn, damit sich hinten keine Fuchslenden befinden, welche rund zugewachsen und ein böser Fehler sind.

34) Es muß kein Hunde- oder Schweine-Kreuz haben.

35) Der Schweif ist zu untersuchen, ob die Haare ausgehen, (19) oder falsch eingemacht sind; oder ob die Rube abgebrochen sey; welches man zu thun pfleget, wenn ein Pferd den Schweif zwischen die Beine ziehet.

36) Die Hinterbeine müssen gerade und nicht wie Kuhbeine krumm, oder unterwärts stehen.

37) Sie müssen auch nicht zu enge stehen, sonst streichet sich das Pferd mit den Eisen.

38) Man siehet nach der durchgehenden Galle, so über den

den Hessen hinten und vorne zu sehen ist, und unter die bösen Fehler gehöret.

39) Man visitiret nach dem Spatt, wie weit die Kuhle unter den Hessen vollgewachsen, und die Spattader von dem Enkelknochen belegen ist.

40) Ob sich unter den Hessen- oder Enkelknochen wol etwas, wie ein Schieberbein oder Knöchel befinde, welches sich heraus wirft, und die Kurbe genant wird. Dies ist einer der schlimsten und einer der unheilbarsten Schaden.

41) Man siehet ferner nach der Piephacken, wie auch oben der Krone, nach der Flußgalle.

42) Um zu versuchen, ob ein Pferd kollerisch sey, setzet man

a) Die Vorderbeine kreuzweise über einander, und siehet, ob es solche so stehen läßt:

b) Ob es leidet, wenn man ihm den Finger ins Ohr steckt:

c) Ob es sich zurück schieben läßt.

43) Wenn ein Pferd geritten oder geführet wird, ist Acht zu geben, ob es mit allen vier Füssen gleich marschieret; keinen Fuß zu weit aus- noch einwärts werfe: Vorne nicht zu weit, und ja nicht niedrig, auch hinten nicht zu enge gehe.

44) Wenn ein Pferd hinten niedrig gehet, ist der Spatt- oder auch wol ein Kreuzschade zu befürchten.

Das beste Mittel, um zu versuchen, ob ein Pferd einen Fehler an einem Fuß habe, oder gehabt habe, und also solchen schone, finde zu seyn: wenn man sich gerade darauf hält, und einen oben mit der Hand gehaltenen Stock auf die Spitze des Fusses stellt, alsdenn das Pferd im Schritt gehen, und folgends traben lässet, anbey genau Acht giebt, ob die Bewegung, welche man durch den Stock in den Händen, in den Beinen, und im Kreuze zugleich auf das genaueste

bemerken

bemerken kann, durchgehends einförmig sey; oder ob man in dem Zwischenraume zwischen den Bewegungen, von dem einen Fusse auf den andern an beyden Seiten einen Unterschied bemerke; oder ob man von dem Niedersetzen des einen Fusses eine stärkere Erschütterung empfinde, als von den übrigen; ob man mehr nach einer Seite geworfen werde; oder ob die Fortrückung der Hinterfüsse mit den Bewegungen der Vorderfüsse übereinstimmen?

Hat man einen Zweifel daran, so wechselt man mit dem Stocke oder einer Spiesruthe von einem Fuß auf den andern. Dies ist mir jederzeit eine untriegliche Probe gewesen.

✣ ✣ ✣

Hierbey fällt mir die Frage ein: Ob es einem Landwirthe mehrern Vortheil bringe, Pferde selber aufzuziehen, oder zu kaufen?

Eine Frage, die sich leicht beantworten lassen wird. Bey einem Landhaushalte sind die Pferde unumgänglich nöthig, und die Beschaffenheit der Pflege verstattet es auch, solche zu halten. Unter dieser Betrachtung ist das Aufziehn der Pferde besser, als das Kaufen. Der scharfsichtigste Pferdekenner übersieht beym Kauf gar leicht den grössesten Fehler, geschweige denn ein Landmann, der ausser seinen Ackerpferden nur wenige Pferde unter sich gehabt. Kömt dieser unter die Hände eines verschmidsten Roßhändlers, so ist er auf einmal geliefert. Er steht für den Mangel seines Gauls. Daher sieht der redliche Käufer denselben nicht eher, bis er solchen nach Hause bringt. Und geschieht dieses zum öftern, so verliert er das Seine, ohne zu wissen, wie ihm geschieht. Wie viele Beyspiele könnte ich diesfalls nicht anführen, wenn es anders die Nothwendigkeit erforderte, daß Männer, die die besten Wirthschafter von der Welt gewesen, durch unglücklichen Pferdekauf verarmet und unglücklich worden.

Ein erfahrner Wirth überlege es daher auch bey sich selbst, ob er auf einem Pferdemarkte ein Pferd, das jung, und von guten Eigenschaften ist, wohlfeiler kaufen, oder wohlfeiler selbst erziehen kann? Ist bey seinem Hofe eine sattsame und genügliche Weide; hat er Heu, Stroh, Streu und was sonst zur Ueberwinterung nöthig ist, in seiner Wirthschaft selbst zur Genüge; fehlet es ihm nicht an reinem und frischem Wasser; sind gute Weiden vorhanden, und seine Haushaltung erfordert unumgänglich viel Pferde; so wird die eigene Auferziehung jederzeit einem Kaufe vorzuziehen seyn. Wie aber diese Auferziehung auf eine fruchtbare Weise zu bewerkstelligen sey? Darüber werde ich zu einer andern Zeit Nachricht zu geben, Gelegenheit nehmen.

---

Von dieser Wochenschrift wird jedesmal des Mittwochs ein Bogen ausgegeben in David Iversen Buchhandlung zu Altona.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0088
DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Zwey und dreyzigstes Stück.

## I. Mittel wider die Erdflöhe.

Mein Herr!

Die Zeit rückt nachgerade immer näher wieder heran, da man auf die Bestellung der Gärten bedacht seyn muß. Bey dieser Arbeit aber ist der Nachtheil sehr verdrießlich und beschwerlich, der verschiedenen jungen Pflanzen, sonderlich dem Kohl und den Rüben, von dem Erdfloh zugefügt wird. Man hat oft gefragt: Wie derselbe am besten und sichersten zu verhüten sey? Und ob gleich von Zeit zu Zeit verschiedene Mittel dazu vorgeschlagen worden: so höret das Fragen doch noch nicht auf, weil man nicht weiß, daß eines derselben zuverläßig, und allgemein wirksam befunden worden.

Sie haben uns in dem 24sten Stücke Ihrer Landwirthschaftlichen Erfahrungen, S. 375. die Gedanken eines Ihrer Leser über diese Sache mitgetheilt. Ich will den Inhalt derselben, aus Liebe zur Kürze,, alhier nicht wiederholen; weil derjenige, der dies Blatt lieset, nothwendig auch das oberwähnte gelesen haben muß, und allen-

falls leicht wieder nachschlagen, und nachlesen kann. Allein Sie haben auch dabey die gegründete Anmerkung gemacht, daß das Feuer den Erdfloh auf den Beeten, auf welchen es angezündet gewesen, vors erste zwar tödten mögte, aber doch vielleicht nicht hindern dürfte, daß nicht nachmals von dem benachbarten Lande andere Erdflöhe wieder auf dieselben kommen sollten. Was mich in diesen Gedanken bestärket, und wider das angegebene Mittel etwas mistrauisch macht, solches ist dieses, daß ähnliche Dinge, z. E. das Aufstreuen der Asche, und die Begiessung des Landes mit Wasser, worin Ruß aus den Schornsteinen aufgelöset worden, nicht vermögend sind, alle verlangte Dienste wieder den Erdfloh zu leisten.

Am sichersten wäre es, wenn man, nach Ihrem Wunsche, eine gewisse Witterung, die dem Erdfloh unerträglich wäre, und ihn vertreiben müßte, ausfündig machen könnte.

Ich habe schon zwey dergleichen Mittel in dem Hannöverischen Magazin empfohlen. Das eine rührt von einem alten und verständigen Hauswirth auf der Geest her; und ich dächte, dem Rathe eines solchen Mittels sey schon etwas zu trauen. Das andere aber hat ein Holländischer Gärtner empfohlen, und es scheinet nicht ohnmöglich zu seyn, daß man seinen Zweck durch den Gebrauch desselben erreichen könne. Beyde hat einer meiner Freunde versucht: Das erste im Jahr 1767; das andere aber im Jahr 1768, und beyde mal ist er mit der Verwüstung verschonet geblieben, welche der Erdfloh sonst, zu seinem nicht geringen Verdruß, in seinem Garten anzurichten pflegte. Allein ein einmaliger Versuch, wenn er auch gelinget, macht noch keine Regel: und es können hier ganz andere Umstände und Ursachen gewesen seyn,

welche

welche dem Erdfloh Einhalt gethan haben. Eben um deswillen will ich sie hier noch einmal mittheilen. Denn da sie unter Ihren Lesern sehr viele Gartenfreunde haben; so wünschte ich, daß mehrere derselben Versuche mit diesen Mitteln anstellen, und den Erfolg derselben in diesen Blättern bekannt machen möchten. Ich selbst habe zu diesen Versuchen keine Gelegenheit; weil mein Garten, ich weiß selbst nicht, aus was für Ursachen, noch nie Schaden vom Erdfloh gelitten hat. Hier sind die Mittel selbst:

Das erste Mittel. Man säe um das Stück Landes, welches man zum Kohl oder zum Rüben, oder zu andern, dem Fraß des Erdflohes vorzüglich unterworfenen Gewächsen bestimt hat, etwas Hanfsaamen herum, und streue auch zugleich auf dasselbe hin und wieder einige Körner Hanfsaamen aus, so werden die Erdflöhe diesen Früchten keinen Schaden zufügen. Sind Kohl, Rüben und andere Gewächsen so weit erwachsen, daß der Erdfloh ihnen nichts mehr anhaben kann; so kann man die Hanfstengel wegreissen, oder hart an der Erde abschneiden, damit das Aufschiessen derselben jenen kleinern Gewächsen, weder durch Verursachung des Schattens, noch durch Entziehung des Saftes und der Gaarde, schädlich sey.

Das zweyte Mittel. Man lege den Saamen der Gewächse, die man vor dem Erdfloh gern gesichert wissen will, ein Paar Stunden vorher, ehe man ihn säet, in Terpentinöl. Dieser thut dem Saamen keinen Schaden, sondern befruchtet ihn vielmehr. Will man den Saamen säen; so vermischt man ihn mit trockenem Sande, damit er nicht klumpen- oder traubenweise an einander hänge. Die von solchem in Terpentinöl gelegenen Saamen aufgehenden Pflanzen haben eine Zeitlang einen solchen Geruch, daß der Erdfloh sie scheuet, und mittlerweile wer-

den sie darüber so groß und stark, daß er ihnen nicht mehr schaden kann. Es verwittert der Geruch aber auch nach und nach dergestalt, daß der Geschmack derselben, und selbst auch der frühesten Radiese, nichts davon leidet.

Zu diesen beyden Mitteln will ich itzo noch das dritte setzen, dessen Kraft und Wirkung ein aufmerksamer Gartenfreund mir dieser Tagen gar sehr angerühmt hat. Dem zufolge soll man Gärberlohe, so frisch aus der Kuhle, als man sie haben kann, nehmen, und dieselben ziemlich dick um das Bett, das man besäen, und wieder den Erdfloh in Sicherheit setzen will, herlegen, auch hin und wieder etwas davon, doch nur dünne auf dasselbe streuen. Der starke Geruch der frischen Gärberlohe soll keine Erdflöhe zulassen.

Alle diese Mittel, mein Herr! sind so beschaffen, daß sie nicht kostbar sind, und der Versuch mit denselben ist nicht mühsam und beschwerlich. Ich hoffe daher desto zuversichtlicher, daß unter Ihren Lesern manche seyn werden, die meinen, und vielleicht auch Ihren Wunsch erfüllen. Ich bin übrigens stets

Mein Herr!

Dero

St.
den 20sten Januar,
1769.

ergebenster
P. H. J.

II. Einige

## II. Einige Regeln, welche bey der Pflanzung wilder Bäume und Gesträuche zu beobachten sind.

Bey der Pflanzung der Bäume und Gesträuche hat man überhaupt folgende Regeln zu bemerken.

1) Man muß den Gesetzen und der Ordnung der Natur nachspüren und denselben folgen. In diesem Stücke hat man zuvörderst auf das Erdreich, welches zu der Plantage zu erwählen ist, zu sehen. Demnach pflanzet man keine Sprockweiden (Salix fragilis, Pil) auf dürren heidichten Anhöhen, noch Föhren Bäume auf einem seichten Boden. Denn die Natur verhält sich hierin umgekehrt. Nicht weniger müssen wir auf die rechte Zeit aufmerksam seyn. Denn da die Natur die Saamen im Herbste, wenn sie reif geworden sind, aussäet: so müssen wir es eben so thun. Verziehen wir hiermit bis an den Frühling, so vertrocknet das Gesäme, vornämlich wenn es zart ist. Und daher wächset es entweder gar nicht auf, oder es verspätet sich bis tief in den Sommer. Solche Spätlinge gelangen nicht vor dem Herbste zu einer solchen Stärke, daß sie die Winterkälte aushalten können. Oder sie schiessen nicht vor einem Paar Jahren auf, wodurch man an der Zeit verlieret. Eben so dienet uns die Natur in Ansehung der Art, wie das Pflanzen geschehen solle, zum Leitfaden. Die Saamen, welche die Natur aussäet, werden nicht mit Erde überschüttet, daher müssen wir sie nicht zu tief legen. Denn sonst können sie nicht keimen; oder es geschieht erst nach einigen Jahren, wenn sie zufälliger Weise durch das Umgraben der Erde näher an die Fläche des Bodens gebracht worden sind. Die

Vicebohnen, Zuckererbsen, u. s. w. geben uns davon Beyspiele. Ein Aufmerksamer wird beobachtet haben, daß diese geschwind aufwachsen und gut gedeyhen, wenn man sie kaum zur halben Breite nicht eines Fingers tief geleget hat, woferne man nur nicht bey Sonnenschein die Erde hat trocken werden lassen, sondern sie in den ersten sechs oder acht Tagen, nachdem es nöthig gewesen ist, gewässert hat. Eben dieser wird hingegen bemerkt haben, daß dieselben, wenn sie zu tief gepflanzet gewesen, größten theils in der Erde verfault sind, und daß die wenigen, welche endlich gekeimet, mit halb oder ganz verfaulten Saamenblättern hervorgekommen, und darauf ausgeartet sind.

2) Einige Bäume lassen sich ohne Wurzel fortpflanzen, wenn man kleine Stöcke, die daraus gehauen sind, in die Erde stecket. Dieses geschiehet am sichersten im Frühlinge, ehe die Knospen ausschlagen: Doch kann dies auch nach dem Abfallen des Laubes geschehen. Am besten ist es, solche zu wählen, die drey oder vier Ellen lang, und etwas dicker, als das Schaft eines Beiles sind. Die kleinen Zweige, die man daran finden mögte, schneidet man ab, und machet das untere Ende mit einem Beile spitzig. Darauf stößt man mit einem Hebeisen ein Loch in den Boden, zur Tiefe von $\frac{3}{4}$ Ellen, und so weit, daß das Eisen leicht hinunter fährt, damit die Rinde bey dem Niedersetzen nicht los oder beschädigt wird; in welchem Fall der Stock gewiß ausgehet. Wenn man ihn eingesteckt hat, preßt man mit den Füssen die Erde von allen Seiten an. Wenn darauf in der Folge Nebenschüsse sich zeigen, so reißt man mit dem Nagel die untersten ab, damit sie nicht den Saft denjenigen entziehen, welche an dem Stecken oben ausschlagen.

3) Das Ablegen, wodurch gewisse Baumarten fortgepflanzet

gepflanzet werden, geschicht auf folgende Weise: Im Frühlinge frühe biegt man die untersten Zweige junger Bäume nach der Erde, um zu versuchen, wo man die Grube graben müsse, die eben an sich nicht gar groß zu seyn braucht. Wenn die Grube fertig ist, macht man einen kleinen Einschnitt an der untern Seite des Zweiges, und zwar an demjenigen Orte, der am tiefsten zu liegen komt. Darauf drückt man den Zweig in die Erde, und damit er beständig dicht an dem Boden der Grube anliegt, so befestigt man ihn mit einer eingesteckten Gabel, oder mit einem Hacken, der aus einem krummen Wachholder oder einem andern Zweige gemacht worden ist. Darauf füllt man die Grube mit der besten Gartenerde an, und tritt sie feste. Es versteht sich, daß eine viertel Elle oder darüber, von der Spitze des niedergelegten Zweiges oberhalb der Erde gelassen werden muß. In dieser Lage läßt man den Zweig ein Paar Sommer, innerhalb welcher Zeit er Wurzeln schlägt. Man schließt, daß dies geschehen sey, wenn der Zweig stärker als vorher, aufschießt. Nach diesem Zeichen schneidet man denjenigen Theil des Zweiges, der zwischen der Erde und dem Mutterstamm ist, zu einem Daumen über der Erde ab, und gräbt den Zweig auf, so daß ein Rasen, in welchem des Zweiges einzelne Wurzeln stecken, mit folgt. Da, wo er gepflanzt werden soll, gräbet man eine Grube, die etwas grösser ist, als der eben erwähnte Rasen. An dem Boden derselben streut man eine fette Erde hin, ehe der Rasen nieder gesetzt wird. Hernach drückt man ihn fest, und füllet die Grube ringsherum mit Erde an. Wenn eine Dürre einfallen sollte, so muß es an der nothdürftigen Wässerung nicht mangeln.

4) Einige Bäume lassen sich leicht durch Sprösse, die in der Menge von der Wurzel entsprossen, vermehren.

Man gräbt die Erde von den Sprossen weg, hernach hauet man mit einem Beile die Wurzel, von welcher dieselben abgehen, ab, so daß ein Stück von der Wurzel des Stamms mit folgt. Je grösser dieses ist, desto besser ist es. Die auf diese Weise genommene Sprösse pflanzt man zuerst in der Baumschule, und nachdem sie in der Baumschule ihre gehörige Höhe erreichet, so pflanzt man sie an den bestimten Orten. Will man sie aber so gleich dahin, wo sie beständig stehen sollen, versetzen, so beobachtet man dasjenige, was in der vierzehnten Regel gelehret wird.

5) Es können auch die Bäume dadurch fortgepflanzet werden, daß man Stöcke in die Erde legt. Man hauet einen Stock, Ast oder Stecken, der einige Ellen lang ist, ab, und vergräbt diesen eine viertel Elle tief in gute fette Erde. Den Ort wässert man, wenn es trocken Wetter ist, einmal des Tages, und hält ihn frey von Unkraut. Sodann laufen eine Menge Sprösse auf, die man ein Paar Sommer in Ruhe läßt. Nachher gräbt man den Stock behutsam im April auf, und säget ihn so ab, daß ein Stück davon an jedem Sprossen nebst dessen eigenen kleinen Wurzeln, sitzen bleibt. Diese Sprösse verpflanzet man in ein dazu bestelltes Land von guter und fetter Erde, zwey Ellen von einander, in einer Grube, die anderthalb viertel Ellen tief ist, und bedecket sie mit einer guten Erde zu einer viertel Elle, die man behutsam nieder tritt. Hierselbst wässert und verpfleget man die Sprösse, und versetzt sie endlich dahin, wo sie in der Folge stehen sollen.

6) Wofern man aus Saamen einen Baum ziehen will, so bestellet man ein Beet von fetter und loser Erde. Auf diesem macht man mit einem Stock, nach einer ausgespannten Schnur, kleine Furchen, in welche man die

Saamen

Saamen dichter oder weiter von einander legt, nachdem man findet, daß sie weniger oder mehr frisch sind. Die Furchen müssen anderthalb viertel Ellen von einander seyn, damit die Pflanzen Platz genug haben. Darauf schiebet man die Erde über die Saamen mit dem Rücken der Harke. Man säet am liebsten Reihenweise, indem man sodann nicht nur leichter das Keimen wahr nimt, sondern auch das Beet desto besser von Unkraut reinigen kann. Kerne und grössere Saamen setzt man drey oder vier Querfinger von einander, nach der Schnur in Löcher, die einen Daumen breit, und mit dem Finger gemacht worden sind; und füllet hernacher die Löcher mit Erde an.

7) Alles was man pflanzet, muß umzäumet und vor dem Vieh gesichert seyn, welches aus Mangel an anderer Nahrung, die Pflanzen oder die Zweige an denjenigen, mit denen es schon weiter gekommen ist, abbeisset. Denn von den abgebissenen Sprossen kann man niemals hübsche Bäume erwarten.

8) Die jungen Bäume versetzt man aus dem Pflanzbeete in die Pflanzschule zwey, drey oder vier Jahre, nachdem sie aus dem Saamen aufgelaufen sind, oder so bald ihr Wachsthum und ihre Grösse einen weitern Raum und mehr Freyheit erfordert. Versäumet man dieses so ersticken sie einander und arten aus.

9) Man nimt auf solche Weise die Bäume aus dem Pflanzenbeete auf. So bald die Erde nach dem Aufthauen in Ordnung kömt, gräbet man von dem einem Ende des Beetes, anderthalb viertel Ellen von den Pflanzen, eine Grube die so lang ist, als die Breite des Beetes, und sowol an der Tiefe, als an der Breite anderthalb viertel Ellen beträgt. Von dieser Grube nähert man sich allmählig dem Baume, indem man mit der Schaufel behutsam

hutsam die Erde, die zwischen der Grube und dem Baume ist, wegnimt; wobey man, so viel als möglich, sich in Acht nimt, daß die Wurzeln nicht verletzet werden. Wenn man so weit gekommen ist, daß nur eine Querhand zwischen der Grube und dem nächsten Stamme ist, stößt man die Herzwurzel mit der Schaufel eine oder anderthalb viertel Elle, nämlich nach der Grösse des Baumes, unter der Erde ab. Hernach löset man die Erde rings um diesen Baum, indem man die Schaufel gerade rings herum in die Erde nieder drückt, zwischen diesem und den nächsten Bäumen, und zwar so tief, als man nach der Grösse der Wurzeln für nöthig erachtet. Darauf fasset man mit der linken Hand zu unterst um dem Stamm, und indem man daran ziehet, macht man die Wurzeln mit der rechten los, oder im Fall es nöthig ist, schneidet man anderthalb Ellen von dem Stamme diejenigen Wurzeln ab, die tiefer in die Erde gelaufen sind, bis man endlich den Stamm gelöset hat. Alsdann legt man ihn einige Ellen oberwärts bey Seite, damit man ihn nicht etwa bey dem Aufnehmen der andern mit dem Fusse beschädigt. Und wofern sodann ein Wind ist, legt man etwas über die Wurzeln, damit sie nicht trocken werden. Auf eben die Weise verfährt man hernach mit den andern. Man muß aber durchaus nicht mehr Bäume auf einmal aus dem Pflanzbeete aufheben, als man im Stande ist, innerhalb zwey oder drey Stunden zu verpflanzen. Denn sonst vertrocknen die feinen Wurzeln, welche dem Baume seine Nahrung geben, an denjenigen, welche die längste Zeit über der Erde gelegen sind. Und daher stehen sie lange, ehe sie Kräfte samlen und Schösse machen können. Je zeitiger die Schösse geschehen, desto besser können sie auch den folgenden Winter aushalten.

10) Die

10) Die Pflanzschule wird folgender Gestalt zugerichtet: Das Land, daß dazu bestimt ist, muß aus einem tiefen, fetten und losen Boden bestehen, welcher zu mehrern malen umgraben, oder umgepflüget und geebnet, darnebst aber von Unkraut gereinigt worden ist. Nachgehends macht man nach der Schnur Linien mit einem Stocke, beydes nach der Länge und der Breite, sechs viertel Ellen von einander, und in allen Kreutzen gräbt man eine Grube, die anderthalb viertel Ellen tief, und drey viertel Ellen weit ist. Die aufgeworfene Erde legt man daneben, damit sie zur Hand ist, wenn der Baum gepflanzt wird.

11) Das Pflanzen der Bäume in der Baumschule geschiehet folgendermassen: In die nach der zehnten Regel gemachte Gruben, schüttet man zuerst gute Erde, die man zusammen tritt, so daß die Grube kaum mehr, als eine halbe viertel Elle tief wird. Und nachdem die Wurzel nach der vierzehnten Regel beschnitten worden ist, setzt man sie mitten in die Grube, so daß der Stamm da zu stehen kömt, wo das Kreuz war, die Wurzeln breitet man gegen alle Seiten aus, und wofern die Herzwurzel sich biegen läßt, so bieget man sie nach einer Seite, damit sie der Erdfläche näher läuft. Eine Person hält den Stamm mit der einen Hand aufrecht, und mit der andern breitet sie die Wurzeln aus, und zwingt sie zu biegen, wo man will; und indem eine andere gute Erde auf die Wurzeln wirft, schüttelt er den Baum behutsam, so daß die Erde zwischen den Wurzeln durchfällt. Man fährt fort, die Erde an den Baum bey abwechselnden Zusammentreten anzuwerfen, bis dieselbe zur Höhe einer viertel Elle um die Wurzel herum liegt. Hernach legt man die Erde dergestalt, daß sie eine viertel Elle rings

um

um den Stamm etwas tiefer als auswärts wird, damit das aufgegossene Wasser stehen bleibet, und nicht eher wegfliessen kann, bis es in die Erde einsinken können. Den Tag, da der Baum gesetzt wird, begießt man ihn ohngefähr mit einem Paar Kannen Wasser; und wofern kein Regen fällt, wässert man diese Bäume zwey oder drey mal in der Woche, bis sie anfangen Laub zu geben.

12) Nachdem die Bäume in der Baumschule so lange gestanden, daß sie drey oder $3\frac{1}{2}$ Elle hoch geworden sind, und demnach selbst ihr Laub und ihre Zweige vor der Beschädigung des Viehes schützen können: so ist es erst Zeit, sie nach den bestimten Oertern zu versetzen. Dieses geschiehet zu Ende des Aprils, oder im Anfange des Mays, nach Verschiedenheit des Climats, oder nachdem der Frühling zeitiger oder später eintritt, und die Erde aufthauet, und ehe das Laub ausschlagen will. Den Herbst vorher, ehe die Versetzung geschehen soll, gräbt man Gruben, die eine halbe Elle tief, und zwey oder anderthalb Ellen weit sind, und wenigstens drey Klaftern von einander abstehen. Denn näher müssen hochwachsende Bäume nicht an einander stehen. Wofern man mit einer etwas fettern Erde diese Gruben anfüllen kann, so gedeyhen die Bäume desto besser.

13) Aus der Pflanzschule nimt man die Bäume auf eine solche Art auf, wie die neunte Regel vorschreibt. In dem Fall, daß der Ort, wohin sie verpflanzt werden sollen, weit abgelegen wäre; oder wofern man einer darzwischen kommenden Hinderung wegen genöthiget wäre, sie einige Tage in der Luft zu lassen, so müssen ihre Wurzeln einige Stunden vorher im Wasser stehen, damit sie erfrischet werden. Sollen sie einen weiten Weg verführet werden, so geschähe dies am besten bey trüben Wet-

ter

ter oder zur Nachtzeit. Scheint die Sonne unterwegens, so muß man die Wurzeln mit Moos bedecken und in Matten oder Lumpen, von welcher Art nur bey der Hand seyn mögen, einhüllen, und diese ein und anderes mal des Tages mit Wasser besprengen. Wenn die Bäume in ihre Gruben gebracht worden sind, welche man, wofern es möglich ist, mit fetter Erde versehen muß: so verfähret man bey der Pflanzung nach der eilften und vierzehnten Regel. Hernach legt man um die Wurzel den Rasen herum der an eben dem Ort aufgegraben ist, doch so, daß die Grasseite unterwärts gekehrt wird, damit das Gras nicht um den Stamm aufwachsen kann. Der Rasen hindert, daß die Sonne nicht den Saft der Wurzeln austrocknen kann.

14) Ehe man den Baum in die Grube niedersetzet, in welche man ihn verpflanzen will, so putzet man sowol die Herzwurzel, als die andern Wurzeln, indem man mit einem scharfen Messer etwas von den Enden abschneidet, nämlich nur so viel, als bey dem Losgraben beschädigt worden ist. Denn wofern das Stück nicht abgeschnitten wird, so fängt sich daselbst eine Fäulniß an, die hernach weit um sich frißt. Daher muß auch das Messer scharf seyn, damit es nicht reisset, anstatt zu schneiden, so daß sich die Rinde im geringsten nicht absondert. Diejenigen Gärtner verfahren unverständig, welche mehr aus alter Gewohnheit, als aus Gründen, fast alle Fäsern und kleine Wurzeln wegschneiden.

15) Zarte Bäume, die aber verpflanzet sind, müssen alle Monat einmal mit einem scharfen Messer geputzet werden, so bald ein Auge zu tief unten an dem

Stamm

Stamm ausschlägt. Dieses muß man aber dicht an dem Stamme abschneiden.

16) Den Seitenschössen, welche weggeschnitten werden müssen, muß man nicht zu lange Zeit zu wachsen lassen, denn woferne man sie abschneidet, wenn sie noch klein sind, so heilet die Wunde leicht und ohne den geringsten Nachtheil des Baumes zu. Hingegen geschiehet es oft, daß der Baum leidet, wenn dickere Aeste abgeschnitten werden, indem grössere Wunden, nicht so bald zuheilen können, sondern oft Gelegenheit zur Fäulniß geben.

17) An Bäumen die man hochstämmig ziehen will, muß man die öbersten Spitzen schonen, wenn man im Frühling die untern Schösse abschneidet. Damit aber nicht die Bäume geschlank werden, so läßt man hinlängliche Seitenschösse zu öberst sitzen.

18) Diejenigen Bäume, welche im Frühling einen Saft geben, müssen alsdann nicht beschnitten werden, damit durch diese Aderlasse keine Hinderung für ihren Wachsthum entstehe. Sondern man verschiebe dies bis auf das Ende des Julius, da denn der Saft verzehret worden ist.

19) Sind die Bäume, welche man auspflanzet, lang und geschlank, so stecke man einen oder den andern Stock oder Pfahl daneben in die Erde ein, daran sie mit Bast oder Strohsehlen angebunden werden, damit sie fest stehen, bis sie weiter keine Stütze nöthig haben. Damit aber das Band die Rinde nicht drücke oder schabe, so

steckt

steckt man entweder ein Stück Bork um den Stamm unter das Band, oder auch Moos oder auch ein Wisch Gras darzwischen.

20) Das Wässern ist sehr nöthig, denn die Erdrinde trocknet leicht, wofern kein Regen erfolget. Wenn also die Saamen, die zu öberst in der Erde liegen, nicht vertrocknen, oder das ganze Gewächs, das eben aus ihnen aufgelaufen, nicht vergehen soll; so muß man täglich wässern, aber mit einer Sprützkanne und behutsam, damit die lose Erde nicht weggespület werde. Und sodann ist keine Bedeckung nöthig, sondern die Sonne mag ihre völlige Würkung ausüben, bis sie gekeimet haben; alsdann können die zartesten Pflanzen bedeckt werden. Bäume aber, die versetzet werden, wässert man bey trocknen Wetter zwey oder drey mal in der Woche. An Bäumen, die durch einen langen Weg verführet und eingehüllet gewesen sind, habe ich die Rinde ganz runzlicht befunden. Nichts desto weniger haben sie sich wider Vermuthen in kurzer Zeit erholet, nachdem man täglich sie reichlich gewässert hat.

21) Man muß eine Pflanzung von Unkraut gesäubert halten, indem dieses nicht allein die Nahrung mit den Pflanzen theilet, sondern sie auch ersticket. Dieses ist daher leichter, wenn man nach der Engländer Art reihenweise säet. Das Pflanzbeet muß wenigstens monatlich einmal gereinigt werden. Nachdem die Bäume davon in der Pflanzschule versetzt werden, welches ebenfalls nach Reihen geschiehet, muß eine neue Säuberung unternommen werden, welche dann um so viel bequemer geschiehet, da man wegen des Abstandes

der

der Reihen die Steigschaufel gebrauchen kann. Damit stößt man das Unkraut unter der Erde ab. Man nimt sich aber zugleich in acht, daß die Schaufel keinem Baum zu nahe kömt, oder man pflückt hernach das Unkraut, das dem Stamme am nächsten stehet, wieder weg. Die Säuberung unternimt man bey trocknen Wetter, indem das Unkraut sodann bald vertrocknet. Dahingegen klebet die Erde beym Regenwetter, wodurch das losgeschnittene Unkraut aufs neue sich befestiget und Wurzeln faßt.

22) Die zärtern Bäume bedecke man den ersten Herbst, damit sie desto besser den Winter aushalten können; vornämlich aber die Abwechselung von Sonnenschein, Nachtfrost, Thauwetter und einem trockenem Winde, der zu Anfange des Frühlings zartere Gewächse verdirbt, nachdem sie in der starken Kälte gut durch gekommen sind.

23) Unternimt man die Pflanzungen im Grossen, so ist es umsonst, vorher den Boden zu düngen. Denn wenig Dung hat keinen Nutzen, und eine Menge kann der Acker nicht entbehren. Die Natur bringt ohne Dung Mastbäume und Bauholz hervor.

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Drey und dreyzigstes Stück.

## Vom März-Waitzen und März-Rocken.

Vermuthlich hat niemand von meinen Lesern das Korn gesehen, das ich in der Aufschrift nenne. Wenigstens habe ich niemals etwas davon gehört oder gesehen. Der Name ist meine Erfindung; ich mache mir aber die Hofnung, denselben im nächstkommenden Sommer realisiret zu sehen. Hätte ich eben selbst Land im Gebrauch, das sich nur einigermassen dazu schickte, so würde ich, wie es billig ist, gewiß der erste seyn, einen Versuch zu machen; nun bedaure ich es, daß ich zu meinem Namen nicht zuerst die That liefern kann. Doch ich wäre schon glücklich und geehrt genung, wenn ich auch nur eine Veranlassung würde, den Landmann auf den Nothfall mit einer neuen Feldfrucht zu bereichern. Man lege mir nur nicht den Namen eines windigten Projectmachers früher bey, als man sich die Mühe genommen, diesen kurzen Aufsatz durchzulesen, um am Ende zu urtheilen ob ich ihn verdiene.

Der März-Gärsten * ist eine in den Marschländern sehr bekannte, und wegen ihres gemeiniglich starken Ertrages, sehr beliebte Feldfrucht. Es ist dies aber keine besondere Gattung, so wie es Sommer- und Winter-Gärsten sind, die man ganz gut durchs Ansehen unterscheiden kann, und die man nie zur Saat verwechseln darf. Der März-Gärsten ist nichts, als Winter-Gärsten, den man im Frühling, so bald die Erde offen ist, entweder am Ende des Februars oder mit dem Anfange des März säet. Er verlangt sehr gutes Land, das noch voller Gail und Gaarde steckt, und dennoch ist immer eine kleine Riske bey dieser Saat. Weil es ein würkliches Winter-Korn ist, so fordert er auch die Rechte des Winters, nämlich einen tüchtigen Frost. Ist aber das Frühjahr so gelinde, daß es über den März-Gärsten gar nicht friert, so pflegt er sich zwar sehr umher auszubreiten, oder zu wrieden; allein er schießt nicht in Aehren, und mehr als einer ist schon gezwungen worden, ihn abzumähen und grün zu füttern oder Heu daraus zu machen. Vor einem Paar Jahren gieng es noch einem Mann so in einem benachbartem Kirchspiel. Er säete seinen März-Gärsten so spät, daß er ohne Frost blieb. Er trieb also keine Aehren. Der Mann mähete ihn ab, ließ ihn aber durch den

* Will man lieber mit den Obersachsen die Gärste sagen, so kann ich es zwar leiden, allein ich weiß nicht, warum jene, uns Niedersachsen, denen der Gärsten natürlicher scheint, in diesem Stück Gesetze geben sollten. Es ist vielleicht wehrt angemerkt zu werden, daß unsere Sprache alle Hülsen-Feldfrüchte, als: Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, mit dem weiblichen Geschlechts Vorwort belege; dahingegen die übrigen Körner, die in Aehren wachsen zum männlichen Geschlecht gehören, als der Waitzen, Rocken, Haber; warum auch nicht der Gärsten. Man verzeihe mir diese kleine Streiferey in das Gebiet der Sprachlehre.

den folgenden Winter stehen und hatte in dem zweeten Sommer eine sehr gute Erndte. Ist aber das Land gut, und friert es nach der Saat noch, so pflegt der März-Gärsten auch eine sehr reiche Erndte zu geben. Er gilt nicht nur im Preise eben so viel, als Winter-Gärsten, da der Wispel des Sommer-Gärsten stets ein Paar Thaler weniger gilt, sondern er wird auch zur Winter-saat lieber gebraucht, als der eigentliche Winter-Gärsten, weil er gemeiniglich reiner ist. Der März-Gärsten wird fast zu gleicher Zeit mit dem Winter-Gärsten reif, ja man pflegt in die Winter-Gärsten-Felder, wenn grosse Stellen ausgefroren sind, im Frühjahr Gärsten einzu-eggen, wenn man ihn, damit er desto geschwinder keimen möge, einen oder zween Tage eingeweicht hat. Ohne Zweifel ist die Noth die erste Erfinderin des März-Gär-stens, und nun säet man ihn nicht bloß aus Noth, son-dern um seines grossen Vortheils willen *. Sollte die Analogie mich nicht berechtigen eben sowol März-Rocken und Waitzen, als März-Gärsten zu erwarten; und wer wird den Schluß unwahrscheinlich finden? Wenn der im März gesäete Gärsten eben so früh reif wird, als der im vorhergehenden September gesäete; so wird der im März gesäete Waitzen und Rocken ebenfalls mit den im vorher-



* Es müßte für den Landhaushalt sehr nützlich seyn, wenn jemand die verschiedenen Arten des Gärstens, und die einer jeden Art angemessene Cultur gründlich beschriebe. Es ist wol keine Feld-frucht, die so mannigfaltige Gattungen hätte, als der Gärsten. Man findet nicht nur zwo- drey- vier-reihigten Gärsten, sondern man kennt hier zu Lande: den Winter- März- Sommer- den Kühl- und Magdeburger-Gärsten, und Hr. Milz hat in dem dritten Stück des Hannöverischen Magazins, von diesem Jahr 1769, annoch den Türkischen Gärsten bekannt gemacht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0107
DFG

gehendem Herbst gesäetem zu gleicher Zeit reifen. Wahrscheinlich ist dieser Schluß; und um diese Wahrscheinlichkeit zur Gewisheit zu bringen, ersuche ich vernünftige Landwirthe in der Marsch mit einer oder ein Paar Ruthen Landes in diesem Frühjahr den Versuch zu machen. Von verschiedenen in meiner Gegend habe ich schon die Zusage; nur fürchte ich, daß der diesjährige sehr weiche Winter diesem Versuche nicht günstig seyn werde. Am besten wäre es, wenn das Land zu dergleichen Saat im Herbst gehörig gepflügt würde. Wenn dasselbe alsdenn durch einen harten Frost mürbe geworden, so müßte man im Frühjahr, so bald es nur so viel aufgethauet wäre, den Rocken und Waitzen hinein eggen. Die grossen Vortheile dieses Vorschlages, wenn er anders practicabel ist, darf ich nicht anführen. Diese Blätter sind für Landwirthe, und die wissen ihren Nutzen bald einzusehen, man darf sie nur mit einem Finger darauf weisen; den Gelehrten ist gut zu predigen.

Christian Georges.

---

Zusatz

# Zusatz
## zu dem Vorhergehenden.

So patriotisch auch der eben gethane Vorschlag sonst immer ist, März-Waitzen und März-Rocken zu säen, so betrift er doch eine Sache, darüber wenigstens an meinem Orte schon ein Versuch ohnlängst angestellet worden ist. Ich will die Nachricht, die ich davon erhalten habe, hier mittheilen, damit diejenigen, welche sich etwa entschliessen mögten, in diesem Frühjahre eine andere Probe damit zu machen, sich theils einiger massen darnach richten, theils aber auch ihren Acker desto zuversichtlicher bestellen können.

Als im Jahr 1756 unsere Elbdeiche hin und wieder durchgebrochen, und die hiesigen Gegenden grössesten Theils unter Wasser gesetzt waren, wurden die meisten Hausleute verhindert, vor dem Winter ihre Saat zu bestellen, so daß wenig Winter-Korn das Jahr gebauet wurde. Einer unter ihnen, in diesem Kirchspiel, J. D. entschloß sich auf eben die Art, wie man im Frühjahr das Land mit Winter-Gärsten bestellet, auch jetzt etwas mit anderm Winter-Korn, nämlich Waitzen und Rocken zu besäen. Das Land war im Frühjahr offen. Er brachte also am siebenten März seine Saat in die Erde, und wünschte ihr nun einen starken Frost. Allein die Witterung blieb so gelinde, daß fast gar kein Frost erfolgte; daher es denn allerdings rührete, daß der Erfolg seiner Erwartung nicht völlig gemäß war.

Beydes, der Rocken sowol, als der Waitzen kam gut hervor. Fast zu gleicher Zeit mit dem sonstigen

Winter-Rocken war dieser März-Rocken in die Höhe gestiegen, hatte Aehren angesetzt, und eine eben so reichliche Erndte gegeben, als man sonst von dem Lande hätte erwarten können.

Der Waitzen indessen hatte sich zwar auf dem Lande sehr ausgebreitet, allein nicht in Halme treiben wollen, daher er untergepflüget, und das Land auf eine andere Art genutzet worden.

Nach der Zeit ist, so viel ich weis, kein Versuch weiter damit gemacht worden.

Joh. Hinr. Pratje.

## II. Von Befriedigung des Landes durch Weißdorn-Hecken.

Man hat verschiedene Arten, das Land zu befriedigen; es geschiehet theils durch Gräben, theils durch Zäune, theils durch Hecken. Die Ursache, warum man solches thut, ist vornämlich diese, daß man dadurch das Land gegen die Anfälle sowol der zahmen als wilden Thiere beschütze. Die Befriedigung durch Gräben findet nur allein in den Marsch- und Moorländern statt; durch Zäune aber und Hecken vornämlich auf dem Geest- und Sandlande. Bey den Gräben hat man nichts weiter zu beobachten, als daß man solche, wenn sie fast angefüllet sind, auswerfen lasse, da denn dieser ausgeworfene Schlamm zu einem vortreflichen Dünger des Landes dienet, und die schönsten Erndten davon zu erwarten sind. Was aber die Befriedigungen des Geest- und Sandlandes betrift, so verdienen die lebendigen Hecken von den Zäunen billig den Vorzug, weil solche, wenn sie erst im gehörigen Stande gesetzet sind, mit leichter Mühe erhalten werden können und lange ausdauren.

Bey diesen Befriedigungs-Hecken hat man aber besonders auf folgende Stücke zu achten:

1) Sie müssen geschwinde zur Beschirmung gereichen. Alle jung gepflanzte Stämme sind zu schwach, und nicht genugsam durchgewachsen, um eine Befriedigung abzugeben. Das Vieh bricht leichte durch, oder frißt die jungen Loden ab; es muß also anfangs, wenigstens an der äusseren Seite eine Vertheidigung gemacht werden, um erst den Anwachs zu befördern. Muß man diese nun zu lange unterhalten, so leistet die Hecke keinen Nutzen, sondern gereichet zur Last.

2) Muß die Hecke eine zuverläßige Befriedigung geben, und gehörigen Widerstand thun. Denn wenn ein jedes Stück Vieh durchbrechen kann, so ist man schlecht damit gebessert. Daher schicken sich Hayn- oder Weißbüchen schlecht zu einer Befriedigung, weil sie zu leicht vom Vieh abgefressen und schadhaft gemacht wird.

3) Die Hecke muß sich so wenig als möglich ist ausbreiten. Denn der Platz, den eine Hecke einnimt, ist eigentlich verlohren. Wenn sich nun die Zweige an beyden Seiten zu weit, z. E. auf vier bis sechs Fuß ausbreiten, und die Hälfte schon genung wäre, so ist dies ein grosser Fehler. Daher schicken sich die Schwarzdornen eigentlich zu keiner Hecke, weil die Wurzeln weit und breit umher wuchern, und junge Schößlinge austreiben.

4) Eine Befriedigungs-Hecke muß auch unwandelbar seyn. Denn, wenn man eine Hecke anleget, so muß man erst einige Jahre warten, ehe sie eine Befriedigung abgeben kann. Die Unkosten würden also übel angewandt seyn, wenn sie nach wenigen Jahren wieder aufhörete, eine Befriedigung zu seyn, oder wenn sie gleich wieder nachgebessert, oder gar erneuert werden müßte. Man darf also keine weichliche, leicht verfrierende, auch keine solche nehmen, die dem Vieh ein angenehmes Futter geben, weil auf solche Weise die Hecke nie bekommen würde.

Wenn man diese Umstände erwäget, so schicket sich zu einer Befriedigungs-Hecke nichts besser als unsere gemeine Weißdornen. Denn diese haben alle Eigenschaften, welche zu einer guten Hecke erfordert werden, und empfehlen sich in mehrern Betracht vor andern Pflanzen. Ich werde also von derselben jetzt insonderheit handeln.

Der Weißdorn; ist eine gar zu bekannte Art Gesträuche, als daß es nöthig wäre, hier davon eine genaue

Be-

Beschreibung zu geben. Wer eine Hecke davon ziehen will, der muß dabey folgende Regeln bemerken:

1) Man suche dazu, so viel möglich ist, eine gerade Linie. Denn je weniger Krümmungen eine Linie hat, desto kürzer ist ihre Distanz; je kurzer eine Hecke wird, desto weniger Stämme und Mühe werden dazu erfordert, und desto wenigern Raum verdirbt sie.

2) Bey Anlegung einer Hecke suche man ja nichts an den nöthigen Kosten zu ersparen. Es ist nicht genung, Stämme in einer geraden Linie neben einander gepflanzt zu haben; sondern man muß sie auch so pflanzen, daß sie bald zu einer befriedigenden Hecke anwachsen. Wird nun etwas bey dem Pflanzen versäumet, so schlagen die Stämme entweder gar nicht an, oder sie wachsen langsam und ungleich, und wo man zu Anfang einen Thaler zu ersparen gedenket, so muß man in der Folge zwey, drey und mehrere Thaler aufwenden.

3) Man grabe die Linie, wo die Hecke stehen soll, vorher so tief, wie möglich, um. Je breiter das Umgraben geschiehet, desto besser ist es; wenigstens muß man drey bis vier Fuß dazu nehmen. Auch kann man nicht zu tief kommen.

Der Nutzen dieses Umgrabens ist:

a) Um dem Erdboden, welcher sich ohngerühret zu dichte setzet, eine andere Natur zu geben, und solchen locker zu machen, damit die Wurzeln besser darin anwachsen.

b) Alle im Grunde liegende Steine und Holz welche dem Wachsthum der Wurzeln hindern könnten, wegzuschaffen.

c) Die Wurzeln von Nesseln, Hopfen und andern dergleichen perennirenden Unkräutern, welche den jungen Kräutern höchst schädlich sind, heraus zu suchen.

d) Die Hecken, da das Erdreich einmal locker ist, besser reinigen zu können.

4) Wenn dieses Umgraben ein oder zwey Jahre vor der Bepflanzung geschiehet, ist es nicht übel. Wenn man sofort zur Bepflanzung gelangen kann, so ist schon ein Jahr gewonnen. Zu Zeiten ist es aber zur Bepflanzung schon zu spät, oder es fehlen die Stämme, so ist es gerathener, das Land vergeblich vorher umzugraben. Man gräbt also im Sommer, bis in den Herbst das Feld um, wo im künftigen Frühjahr eine Hecke gepflanzt werden soll.

5) Man suche dem Lande im Umgraben, da, wo die Hecke zu stehen kömt, eine Anhöhe zu geben. Es ist gut, wenn die Stämme etwas weniges erhöhet zu stehen kommen. Sie haben, indem sie freyer und luftiger stehen, bessere Art; sie wachsen geschwinder; das Wasser ist den Wurzeln nicht schädlich, und man kann sie eher vom Unkraut rein halten.

6) Wenn die Bepflanzung geschehen soll, so suche man vorher die benöthigten Stämme zusammen zu erhalten. Daran fehlet es oft am mehresten, weil nicht aller Orten gute Stämme zum Verpflanzen vorfallen, und man sie an manchem Orte einige Meilen weit hohlen lassen muß.

7) Die Pflanzen müssen sorgfältig gerodet werden, damit man der Wurzeln, so viel möglich, schone. Diese Vorsicht ist bey allen zu versetzenden Stämmen nöthig. Gemeiniglich pflegt man beym Ausnehmen derselben ein Paar mal mit der Schaufel beym Stamme nieder zu stossen, und dem Stamm sodann heraus zu reissen. Dadurch aber werden die Wurzeln zu sehr abgekürzet und beschädiget, auch bey dem Ausreissen, wenn sie schief liegen, gesplittert. Wenn die Wunde an den Wurzeln aber zu

groß

groß ist, oder sie sind aufgeborsten und gespalten, so heilet es nicht wieder zu, viel mehr faulet die Wunde tiefer ein, die Pflanze kranket, oder gehet endlich gar aus.

8) Wie viel Stämme nöthig sind, überrechnet man nach der Länge der zu pflanzenden Hecke. In gutem Boden, und wenn die Stämme genungsam bewurzelt sind, wird genung seyn, wenn man solche sechs Zoll bis einen Fuß weit aus einander setzet, und also auf eine Ruthe von sechszehn Fuß etwa zwanzig bis vierzig Stämme rechnet, wenn zu Zeiten einer und der andere ausgehet. In recht starkem Boden wird alle Fuß breit ein Stamm schon genung seyn. In magern Boden aber, oder wenn man geringere Stämme mit schlechtern Wurzeln hat, mithin befürchten muß, daß verschiedene zurück bleiben mögten, werden sie dichter neben einander auf drey bis vier Zoll gesetzt, so gehören auf eine Ruthe schon funfzig bis sechszig Stämme. Zu dichte gesetzt ist gemeiniglich mehr schädlich als gut; sie nehmen sich unter einander die Nahrung weg, die Wurzeln sind sich im Wege, und treiben desto schwächer.

9) Wo man die Wahl hat, da nehme man junge, eines Daumens dicke frische Stämme. Diese, wenn sie gleich nicht so stark bewurzelt sind, werden frischer wachsen, als alte schon bald verkommene, und keinen frischen Trieb mehr habende Stöcke. Sie müssen aber die völlige Stärke haben, sonst treiben sie nach dem Verpflanzen nicht geschwinde und stark genung.

10) Wo Stämme fehlen, muß man solche vorher aus Saamen anzuziehen bedacht seyn. Es scheinet, daß selbst gezogene Stämme überhaupt den Vorzug haben dürften. Ich habe aber aus folgenden Gründen die Regel auf wilde Stämme gerichtet.

a) Weil

a) Weil die Stämme aus Kernen erst anzuziehen, weitläuftig, mühsam und kostbar ist.

b) Weil man lange warten muß, ehe die aus Saamen gezogenen Stämme anwachsen und brauchbar werden.

c) Der Saamen pflegt in gutes Erdreich gepflanzt zu werden, und so haben die in ein schlechtes Land versetzten Stämme nicht so gute Art, als die wilden, welche in einem ganz unartigem Lande gewachsen sind.

d) An den mehrsten Orten kann man wilde Stämme wohlfeiler und gemächlicher haben; den Eigenthümern einer Weide, worauf sie wachsen, geschiehet durch die Ausrottung ein Gefallen, weil sie derselben schädlich sind.

11) Wo man in der Folge mehrere Hecken anzulegen gedenket, thut man wohl, junge Stämme in Vorrath aus Saamen anzuziehen. Die dabey zu beobachtende Handgriffe sind folgende:

a) Man samle zu Ende des Herbstes die reifen rothen Beeren, wenn sie anfangen schwarz zu werden, mithin ihre völlige Zeitigung haben.

b) Man zerreibe sie sodann in einem hölzernen Gefässe, mit einer hölzernen Käule, damit sich die Haut und das Mark von dem harten Kerne absondere. Denn man will beobachtet haben, daß der Kern ein Jahr später keime, wenn er nicht entblösset wird.

c) Man spühle den harten Kern in Wasser ab, und giesse alles, was sich ablöset, weg, so daß bloß die sich auf dem Grunde setzenden Körner zurück bleiben. Die oben schwimmenden sind taub und untüchtig.

d) Man vermische jene mit feuchtem Sande, und fülle damit einen irdenen Topf, welcher den Winter über in einem warmen Zimmer verwahret wird. So setzet die Wärme, wenn der Sand zu Zeiten etwas angefeuchtet wird,

wird, den Keimen in dem sonst harten Kern allgemählig in Bewegung, und der gewöhnlich zwey Jahr in der Erde liegende Saamen soll gleich im ersten Sommer keimen.

e) Im Frühjahr säet man die Kerne in ein gut verarbeitetes reines, aber nicht gedüngetes, Land, in Reihen, zwey Fuß aus einander, flach in die Erde; der Saamen aber darf nicht über ein Paar Zoll in die Erde kommen.

f) Man bemerket sich die besäete Linien, und reiniget den Zwischenraum von Unkraut, lockert auch das Land, sonderlich, wenn die jungen Stämme erst wachsen, zu Zeiten auf.

g) Alsdann bleiben die Stämme stehen, bis sie stark genung zum Verpflanzen sind. Zu früh sie zu versetzen kann nichts helfen, weil sie zu langsam wachsen. Sie müssen, wie oben Nro. 9. gesagt ist, die Dicke eines Daumens und gute Wurzeln haben, wenn sie recht treiben sollen.

12) Das Pflanzen geschiehet am besten im Frühjahr. Man kann damit anfangen, so bald die Erde trocken ist, um sie locker zu bearbeiten, und man fähret fort, bis die Weißdornen ausschlagen. In leimigtem Erdreiche pflanzet man schon im Herbste; im sandigten aber ist das Pflanzen im Frühjahre besser.

13) Man wähle dazu nasse, dunkele oder regnigte Tage. Das ist eine bey allem Verpflanzen zu beobachtende Hauptregel. Denn nichts ist den jungen Bäumen nachtheiliger, als wann die Sonne die zarten Wurzeln bescheinet, oder, was noch schlimmer ist, wenn im März die gewöhnlichen soren Winde wehen, und die Wurzeln werden denselben ausgesetzet; die keiner Luft gewohnte Wurzeln sind zarter, ihre dünne Haut wird leicht verbrannt, oder vertrocknet, und zusammen gezogen. Sind aber die Oefnungen darin einmal verstopfet, so erhohlen sie sich schwerlich

schwerlich wieder, und der Baum gehet aus, oder seuchet so hin.

14) Man halte die Wurzeln bis zum Verpflanzen sorgfältig bedeckt. Wenn die Stämme ausgenommen werden, so müssen die Wurzeln gleich zusammen gepacket, und mit Moos bedecket, auch hernach bis zum Verpflanzen eingegraben, auch genugsam mit Erde bedecket werden. Sie in Wasser legen tauget nicht. Man weichet sie wol in Mistlache oder eingerührte Kuhfladen, aber es ist nichts davon zu halten.

15) Wenn die Stämme gesetzt werden sollen, müssen die Wurzeln vorher untersucht, und alles gesplitterte davon rein weggeschnitten werden. Denn das Gesplitterte faulet leicht an; ist aber ein reiner Schnitt, so heilet die Wunde zu, vornämlich, wenn der Schnitt unterwärts zu stehen kömt. Uebrigens lasse man die gesunden Wurzeln so lang, wie sie sind. Man muß auch alle kleine Fäserchen von Gräsern und andern Unkräutern, die an den Wurzeln zu haften pflegen, heraus suchen, weil solche sonst gleich anwachsen, und der Hecke Schaden thun.

16) Man ziehe alsdenn eine Schnur, und grabe nach solcher in gerader Linie die Erde eines Spaden breit und tief heraus. Hat man in der Nähe gute lockere Erde, oder kann solche herbey führen, oder es sind nahe bey Maulwurfshaufen, so ist gut, wenn man den Graben damit ausfüllet, oder wenigstens die ausgegrabene Erde damit vermischet, und mittlerweile die Stämme in der vorerwähnten Weite (Nro. 8.) auf die gewöhnliche Art einsenket, so daß sie nicht tiefer in die Erde kommen, wie sie darin gestanden haben, welches am Stamme zu erkennen ist; und daß sie überhaupt etwas höher, wie der Boden umher zu stehen kommen, und die Erde neben zu etwas angerundet wird,

wird, zwischen den Stämmen aber zum Begiessen eine Rinne bleibet. Vor allen Dingen hüte man sich, daß kein grün Kraut oder Wurzeln, noch ander trocken Holz an die Wurzeln der Stämme kommen. Denn wenn das eine oder andere faulet, greifet es die Wurzeln an, und ist ihnen schädlich. Derowegen soll man auch bey dem ersten vergeblichen Umgraben, wo sich etwa ein Grasanger findet, die Oberfläche abplaggen, und die Rasen bey Seite legen, nicht aber untergraben. Denn da diese nicht so bald verfaulen, mithin sich nicht fein arbeiten lassen, sondern in grossen Stücken bleiben, so lassen sie leicht Höhlungen in der Erde, worin sich Wasser samlet, und wodurch die Luft an die Wurzeln dringet. Ist das Land vorhero nicht vergeblich umgegraben gewesen, so muß man die Grube jetzt breiter und tiefer machen.

17) Man muß die Stämme ja gerade (perpendicular) setzen. Einige wollen es anrathen, die Stämme gleich schräg zu legen, damit sie sofort Kreuzweise durch einander geflochten werden können; allein das taugt gar nicht; denn ein Theil der Wurzeln wird zu sehr erhoben und komt an die Oberfläche der Erde; die übrigen Wurzeln aber kommen zu tief in den Grund. Das Wachsthum eines Baumes gehet perpendicular über sich, und wenn die Wurzel nicht so gesetzet wird, hat sie keinen Trieb. Das Durcheinanderflechten geht auch bey den jungen Stämmen nicht an, da sie theils zu dick, theils zu kurz und theils zu krum sind, auch dazu lang gelassen werden müssen, welches das Wachsthum hindert.

18) Man bedecke alle Wurzeln mit lockerer Erde sorgfältig, also daß keine Lücken dazwischen bleiben. Desfalls erhebe und schüttele man die Stämme etwas, so wird die kurze Erde sich allenthalben anschliessen. Darnach

trete

trete man mit einem Fusse die Erde gelinde bey, und hebe die Wurzel, wenn sie zu tief kommen sollte, etwas empor. Die Wurzel breitet man nach der Länge in der Grube aus. Sollte sich aber etwa noch eine längere Wurzel an der dritten Seite befinden, so gräbt man lieber die Erde etwas weg, als daß man die Wurzel abkürze.

19) Eine doppelte Reihe von Stämmen zu setzen tauget nicht. Einige halten davor, daß die Hecke dadurch desto eher dichte werde, aber es erfolget just das Gegentheil. Die Wurzeln ziehen sich die Nahrung weg, und die Stämme schlagen bloß nach den beyden äussern Seiten Zweige, ersticken sich also unter einander. Die Hecke wird ohne den mindesten Nutzen gleich dicker, als sie nöthig wäre.

20) Wenn die Stämme gesetzet sind, so schneidet man sie insgesamt einer Spanne lang über der Erde ab. Man kann auch vor dem Setzen die Stämme beschneiden, aber sie lassen sich nicht gut handhaben. Durch dieses Verfahren treiben sie nicht allein besser, sondern ihre Wurzeln werden auch desto mehr gestärket.

21) Wenn das Pflanzen vollendet ist, giesset man die Wurzeln etwas an, und tritt sie mit dem Fusse nochmals wieder feste, damit sich die Erde allenthalben ansetze und keine Lücken bleiben. Es darf aber nicht geschehen, wenn es die Nacht frieren sollte.

22) Ist die Hecke in einen trockenen, der Sonne ausgesetzten Ort gepflanzet, so muß das Begiessen den Sommer über bey grosser Dürre wiederholet werden. Auf solche Weise bekommen die Wurzeln im ersten Sommer gleich recht wohl, und den Pflanzen schadet nachher weiter nichts. Man kann auch an der Sonnenseite umgekehrte Rasen an die Wurzeln legen. Diese halten die Sonnenstrahlen ab und es bleibt darunter feuchte.

23) Eine jung gepflanzte Hecke muß man die ersten Jahre vom Unkraut frey halten, und die Erde fleißig umgraben. Sonst würde das Unkraut die Stämme ersticken, und verhindern, daß die Stämme unten am Fuß keine Schößlinge treiben, dadurch gleich Lücken entstehen würden, die sich schwerlich nachbessern lassen. Wird hingegen die Erde aufgelockert, so kann die Feuchtigkeit besser eindringen, und die Wurzeln breiten sich darin besser aus.

Eine die beyden ersten Jahre rein gehaltene und fleißig aufgelockerte Hecke, wird gewiß drey bis vier Jahr eher zur Vollkommenheit kommen, als wenn man sie zu Anfang im Unkraut ersticken liesse. (Der Schluß folgt künftig.)

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Vier und dreyzigstes Stück.

## Schluß der vorhergehenden Abhandelung von Befriedigung des Landes durch Weißdorn-Hecken.

24.

Das folgende Jahr, im Anfange des Frühjahrs, schneide man die vorm Jahr nachgelassenen Enden vom Stamme dichte über die Wurzel oben in der Erde ab, und bedecke den Schnitt mit Erde. Auf solche Weise kann man recht feste Hecken ziehen.

Findet man beym Abschneiden, daß hin und wieder ein Stamm ausgeblieben sey, und eine merkliche Lücke entstehe, so schneidet man einen Stamm darneben nicht ganz ab, sondern etwas über die Hälfte ein, bieget ihn sodann nieder, stecket ihn mit einem Haken vest, und bedecket alles mit Erde. Der Schnitt muß aber ja bedecket seyn, daß die Sonne nicht daran scheine.

25) Wenn die nach dem Abschneiden ausgetriebene Schößlinge stark genung sind; so werden sie kreuzweise

durch einander geflochten. Zu diesem Durchflechten gehöret ein gewisser Handgriff, den man durch eine wiederholte Uebung leicht erlernet. Zwo Personen knien an beyden Seiten der Hecke, und nehmen solche zwischen sich.

Hierauf sondern sie die Schüsse von einander und biegen wechselsweise einen zur Rechten, den andern zur Linken über einander. Wenn überflüßige Reiser ausgewachsen wären, so werden solche dichte an der Wurzel weggeschnitten, weil es nicht taugt, wenn die Hecke von Anfang an zu viel Holz hat. Solchergestalt kann man die ganze Hecke Rautenweise durch einander flechten, und die durch und übereinander geschlungene Reiser wachsen so dichte in einander, daß man sie nach Jahr und Tag nicht wieder auseinander bringen würde.

Daß die Hände und Knie derer, die sich mit dem Durchflechten beschäftigen, jene mit ledernen Handschuhen, diese mit sonstigem Leder wegen der vielen Dornen gesichert seyn müssen, verstehet sich von selbst. Die Arbeit scheinet im Anfange mühsam und verdrießlich zu seyn, und es will sich nicht leicht jemand dazu bequemen. Wer aber einmal erst daran gewohnt ist, der findet sie lustig und thut sie gern. Wenn auch zwey Leute erst in der Uebung sind, so können sie ziemlich viel in einem Tage beschicken, und es geht damit geschwinder, als man meynen sollte. Sollten beym Durchflechten etwa einige Reiser knicken, so hindert es nichts. Man braucht solche nicht abzuschneiden, wenn sie gleich halb abgebrochen wären, sondern fährt mit dem Durchflechten fort, weil sie doch wachsen.

26) Vor allen Dingen aber muß man die obersten Spitzen von den Reisern nicht abstutzen, damit sie nachwachsen und zum weitern Durchflechten gebraucht werden können. Werden sie hingegen abgestutzet, so treiben sie

neben

neben dem Schnitte starke, kurze, zum Einflechten untaugliche Nebenschüsse, und das abgeschnittene Reiß wird zu einem dicken Stamm.

27) So lange bis die Hecke im Stande ist, darf keine Scheere daran kommen.

Man muß, wo einigermassen noch Lücken sind, Reiser durchzuflechten trachten; dies geht aber nicht an, wenn sie abgestutzet worden. Ein abgestutztes Reiß treibt auch so fort Nebenschüsse, dadurch wird die Hecke ungeschickt dicke.

Nebenreiser, die nach dem Durchflechten übrig sind, schneidet man mit dem Messer dicht am Stamme weg. Auf diese Weise erhält die Hecke ein rechtes Geschicke, und wird so vest, daß kein Hase durchkriechen kann, und ist kaum einer Handbreit dick.

28) Nach dem ersten Durchflechten bleibt die Hecke abermal ein Jahr ungerühret, und alsdenn wird sie nachgeflochten.

In dem folgenden Jahre sind die neu getriebenen Reiser noch zu schwach, man kann der Hecke noch keine Festigkeit geben, und wenn jene zu früh gebogen werden, so wachsen sie wenig mehr.

Es giebt kein gutes Ansehen, wenn das Geschlungene von der Hecke krumm und schief, bald nach der einen, bald nach der andern Seite aushängt. Daher muß man nicht zu eilig seyn; es dauret sonst doch zu lange, bis man die Hecke vollendet siehet, das Uebereilen hilft nichts. Sollte die Hecke Krümmungen haben, so sucht man ihr durch darneben geschlagene Pfähle, woran man die Hecke mit Weiden heftet, die Richtung zu geben oder man stecket einen todten steifen Stock durch die Hecke. Das Nachflechten geschiehet auf die nämliche Art, als vorhin.

29) Wenn die Hecke im zweyten Durchflechten noch nicht hoch genung ist, so läßt man die Spitzen noch weiter wachsen, und flechtet sie nach zwey Jahren zum drittenmal.

Man muß mit diesem zweyten Flechten gewiß zwey Jahr, und wenn man vorhin eilig gewesen, wol gar bis ins dritte oder vierte warten, weil die Hecke nun höher, mithin die Reiser schwächer werden. Die zur Seite gebogene und durchgeschlungene Reiser treiben auch bey weiten nicht so stark, als wenn sie perpendiculair über sich stehen.

30) Wenn die Hecke jetzt hoch genung ist, so muß man die Spitzen der Reiser noch nicht abschneiden, sondern unter sich biegen und verstecken.

Dadurch, daß die Spitze des Reises bleibt, und unter sich in der Hecke, nach Art der Korbmacher, durchgeflochten und versteckt wird, bleibt es schwach und wächst fort. Wird es hingegen oben abgestutzt, so treibt es gleich stärker aus, die Hecke kriegt einen breiten Rücken, und treibt alle Jahre hohe gerade über sich stehende Schüsse; unten am Fusse hingegen verlieret sich der Wachsthum.

31) Man muß überall kein Reis perpendiculair aufwachsen lassen.

Wer die Probe macht, wird nach einem Jahre finden, daß dieses vor den übrigen eine merkliche Dicke gewonnen hat; wenn die Hecke aber erst dicke alte Stämme hat, so wird sie garstig und löchericht. Sind hingegen alle Reiser auf die nämliche Art schief zur Seite, und zuletzt oben in der Spitze nach einem Winkel wieder unter sich gebogen, so bleibt die ganze Hecke gleich zierlich, und es wird nie ein merklich dickerer Stamm zum Vorschein kommen.

Alle Reiser bleiben um so eher dünne, da sie durch

das

das Ueberschlingen von unten bis oben in Zick Zack gebogen sind, und die Säfte darin aufzusteigen gehindert werden. Dieses hat auch den Nutzen, daß dergleichen Hecken noch jederzeit unten an der Wurzel stark austreiben, dahingegen andere mit den Jahren unten kahl werden, und nur oben treiben.

32) Nunmehro darf man erst eine Scheere daran bringen. Denn da die Hecke nun ihre Höhe hat, die Spitzen unter sich gebogen und alle Lücken darin nachgebessert sind, so hat sie nun ihre Vollkommenheit. Bis dahin muß man eigentlich nur bloß das Messer gebrauchen. Jetzt aber, wenn alles in Ordnung ist, so wird sie auf die gewöhnliche Art mit der Scheere beschnitten. Bis dahin muß man billig ein jedes zur Seite auswachsendes Reis erst untersuchen, bevor es abgeschnitten wird, ob man es auch zur Ausfüllung einer Lücke beybehalten, und zur Seite einflechten solle. Die überflüßigen aber müssen, um die Hecke dünne zu erhalten, mit dem Messer gerade am Stamme abgeschnitten werden.

33) So lange bis die Hecke ihre völlige Höhe und Stärke hat, muß sie sorgfältig gegen den Anfall des Viehes bewahret werden.

Denn es ist nichts schädlicher, als wenn das Vieh die jungen Loden abkneifet; theils weil man dieselben zum Durchflechten gebrauchen kann und muß, auch daran gelegen ist, daß sie in gerader Linie fortwachsen; theils aber auch, weil der an dem zarten Reise zurückbleibende Geifer aus dem Maule des Viehes ihm höchst nachtheilig und schädlich ist, indem eine vom Vieh abgebissene Pflanze in vielen Jahren keine frische Schüsse treibet.

Ueberdem ist es gewiß, daß eine einmal berührte Stelle, so oft Vieh in die Nähe kömt, jedesmal am

ersten wieder neuen Anfall leidet, und es bleiben in einer, vor zwölf und mehrern Jahren, angelegten Hecke noch immer die Stellen kenntlich, welche vom Vieh abgebissen worden. Hier bleibt sie niedrig, die alten Reiser sind mit weissen Moos bedeckt, und thun keine Schüsse, wenn gleich darneben Reiser über Ellen lang aufwachsen.

34) Einer neu gepflanzten Hecke muß derowegen eine Vertheidigung gegeben werden; oder sie stünde denn in einer Gegend, dahin überall kein Vieh kommen kann. Man befriedigt aber eine Hecke auf eine gedoppelte Art:

a) Durch einen vorher gezogenen Graben.

Dieser setzt voraus, daß uns das Erdreich jenseit der Hecke auch gehöre, und daß das Land von keinem Werthe sey. Denn der Graben nimt viel Land weg, das man zu nichts gebrauchen kann. Diese Art von Befriedigung findet indessen sodann statt, wenn uns an dem Lande nicht viel gelegen ist, oder wenn die Gegend überhaupt niedrig ist, und man also die Linie zu der zu setzenden Hecke gerne etwas erhöhen will, wie oft nöthig ist; oder man hat daselbst zu Abführung des Wassers einen Abzuggraben nöthig; oder man hat böse Nachbaren.

b) Durch eine trockene Bezäunung.

Diese ist die gewöhnlichste. Eine doppelte grüne Hecke zöge der andern die Nahrung weg und erforderte doppelte Vorsorge und Wartung.

Bey einer trockenen Bezäunung ist vornämlich zu bemerken:

1) Daß solche so weitläuftig, wie immer möglich, gemacht werden muß, damit die freye Luft durchstreiche. Denn, wenn die jung gepflanzte Hecke dumpfigt und im Schatten stehet; so wächst sie langsam und schlecht, oder vergehet wol gar, sonderlich an der West- oder Nordseite.

2) Eine

2) Eine dichte Planke taugt gar nicht, denn solche läßt keine Luft durch.

3) Ein fester Zaun ist fast noch schädlicher, besonders wegen seiner Breite. Es samlet sich darin allerley, der Hecke schädliches, Ungeziefer, und da die Wasen, Dornen oder Heyde, womit man den Zaun zu bedecken pflegt, weit überhangen, so erstícket die Hecke darunter.

4) Am besten zur Befriedigung ist, wenn man Reisig von Schwarzdornen, (Prunus Spinosa) hat. Dieser ist zähe, und läßt sich auf die nämliche Art, wie oben (Nro. 25.) von den Weißdornen beschrieben worden, durchflechten. Er giebt so durchgeflochten ein artiges Ansehen, hindert dem Wachsthum der Hecke gar nicht, und dauret verschiedene Jahre. Das Vieh fürchtet die Stacheln, und vergreift sich nicht daran; kann auch die durchgeflochtenen Reiser, wenn sie einmal trocken und steif worden sind, nicht auseinander bringen. Menschen können eben so wenig übersteigen, oder anders, als mit der gröfsesten Gewalt, durchbrechen.

Das untere Ende der abgehauenen Schwarzdornreiser wird anderthalb bis zween Fuß weit von der Hecke in die Erde gestossen. Alsdenn werden sie durchgeflochten, und damit diese trockene Hecke desto bessern Widerstand leiste, werden hin und wieder Pfähle in die Erde geschlagen, und mit einer gedreheten Weide an die Dornen vest gebunden. Es werden aber zu diesem Durchflechten keine empfindliche Hände und Handschuhe erfordert.

5) Wo die Schwarzdornen fehlen, oder niemand sich zum Durchflechten bequemen will, läßt man dünne Pfähle oder Zaunstacken hauen, setzt solche an der Hecke heraus, wätläuftig neben einander, so daß kein Schaaf oder Schwein durchkriechen kann; flechtet solche hin und wieder

mit losen Reisern durch, daß sie luftig bleiben, und verbindet sie eben an der Spitze einer Spanne hoch mit ordentlich durchgezäunten Weiden, damit sie nicht auseinander weichen können.

35) Man wird in Ansehung dieses Vorschlages, das Land durch Weißdorn-Hecken zu befriedigen, mir einen gedoppelten Einwurf machen; und

a) erstlich sagen: Daß man lange warten und arbeiten müsse, ehe eine solche Hecke zur Vollkommenheit komme.

Dies ist wahr. Allein ich finde nicht, daß auf eine andere Art die Arbeit geschwinder vollendet werde. Man kann zwar, wenn man die Stämme dichter setzet, und fortwachsen läßt, nach einigen Jahren eine Art von Hecke haben, aber sie ist nicht dichte; giebt keine veste Befriedigung ab; bleibt fehlerhaft; erhält nach wenigen Jahren eine Breite von einigen Schuhen; wird darauf unten trocken; man sieht ganz trockene Stämme; es entstehen Lücken; alle Jahr muß ausgeflickt werden; und eine solche Hecke leistet nie rechten Nutzen.

Es beruhet also auf eines jeden Wahl, ob er lieber ein Paar Jahr länger warten, und sodann etwas schönes, dauerhaftes und standhaftes haben will; oder ob ihm genung ist, nur dem Namen nach, eine Befriedigung anzulegen.

Ich setze, die Hecke wachse langsam, und man lasse ihr die völlige Zeit; so wird sie dies Jahr gepflanzt, über zwey Jahr wird sie in der Erde abgeschnitten, zwey Jahr darauf eingeflochten, zwey Jahr weiterhin, nachgeflochten, und nach zwey Jahr zum drittenmal durchgeflochten; mithin hat man nach acht bis zehn Jahren eine Hecke, die hundert und mehrere Jahre dauret, und gar keinem weitern Wandel unterworfen ist.

Ist

Ist es aber nicht vernünftiger vier bis sechs Jahre länger zu warten, und alsdenn etwas dauerhaftes zu haben, welches zugleich schön in die Augen fällt, und uns in der Folge die Arbeit erleichtert; als bloß darauf zu sehen, wie man für das Gegenwärtige am geschwindesten von der Arbeit komme. Eine also verfertigte Hecke ist so sehr durchwachsen, daß nichts durchkommen kann. Denn die Zweige wachsen da, wo sie über einander gebogen werden, ordentlich zusammen und in einander. Dieses hat ausserdem noch einen andern Nutzen, nämlich, wenn gleich ein oder mehrere Stämme unten in der Wurzel ersterben und ausgehen sollten, so entstehet daher keine Lücke, und die aus der Wurzel gewachsenen Reiser gehen deswegen nicht aus, sondern sie ziehen aus den übrigen Reisern, mit denen sie zusammen gewachsen sind, so viel Nahrung, wie sie brauchen. Ein Vortheil, den man auf keine andere Weise erreicht.

b) Vors andere wird man einwenden: Diese Art Hecken fallen kostbar.

Das ist auch wahr. Aber man zeige doch, wie das nämliche auf eine andere Art durch wenigere Kosten zu erhalten stehe; so will ich dieselbe gerne annehmen. Im Grunde betrachtet, sind, wie ich davor halte, alle übrige Arten kostbarer. Denn, wenn hier nur die ersten Kosten angewendet sind, so hat man alsdann etwas beständiges und dauerhaftes, und es fallen überall keine weitere Kosten vor. Bey andern Hecken ist hingegen alle Jahr was nachzuflicken, und nach vierzig bis funfzig Jahren sind sie alt und heßlich.

Wie viel eine solche Hecke anzulegen koste, davon lässet sich kein gewisser Anschlag machen. Denn es macht gleich einen grossen Unterscheid, ob der Boden

sich leicht oder mühsam verarbeiten läßt; ob er stark treibet, und die Hecke bald wächst, oder ob man lange nachbessern muß. So komt es beym Durchflechten auch darauf an, ob die Reiser schon stark und häufig, oder nur schwach und einzeln sind; und, ob die Leute in der Arbeit geübt sind.

Wer einen ohngefährlichen Ueberschlag machen will, wie viel bey ihm eine Hecke etwa auf hundert Ruthen zu ziehen kosten möchte; der versuche

1) wie viel Leute unter hinlänglicher Aufsicht in einem Tage, oder nur in gewissen Stunden, umgraben können.

2) Wie viel Stämme zwo Personen in einem Tage ausroden, und wie viel, solche herbey zu schaffen koste.

3) Wie viel Stämme sich in einem Tage setzen lassen.

4) Wie viel zwey Leute in einem Tage durchflechten, so kann man eine ziemlich zutreffende Berechnung machen.

Wenn man alles bloß durch Tagelöhner und für Geld machen lassen müßte, so würden die Kosten ziemlich hoch fallen. Man besorget aber dergleichen Arbeiten gemeiniglich durch eigene Leute bey müßigen Stunden. Ein jeder hilft dabey, dadurch sparet man eine baare Geldauslage, und erreicht den Endzweck.

36) Eine solche Weißdorn-Hecke wird bis zur Höhe von drey, vier, bis höchstens fünf Schuh gezogen. Man hat sodann den Vortheil, daß man überweg sehen kann, und diese Höhe ist auch hinreichend, daß Menschen und Vieh davor wieder kehren müssen.

Will man sie höher haben, so erfordert es zu viele Zeit, und sie wird unten leicht trocken. Es kostet mehr Mühe und Zeit, sie jährlich zu beschneiden, und die Höhe ist auch denen nebenstehenden Gewächsen schädlich. Man

kann

kann sie zwar zehn, eilf, zwölf und mehrere Fuß hoch ziehen, aber sie leisten alsdenn an der Erde kaum Widerstand, wenn sie Anfall vom Vieh haben. Man hat also vor allen Dingen dahin zu sehen, daß die Hecke vornämlich am Fusse eine solche Festigkeit erhalte, daß auch kein Hase oder Huhn durchkriechen könne. Wo aber starke Wildbahnen sind, da muß man sich auf Befriedigungen von sieben bis acht Fuß hoch schicken.

37) Wenn eine Hecke einmal im Stande ist, so muß sie alle Jahr nach Johannis mit einer Scheere beschnitten werden.

Dies ist die beste Zeit dazu. Denn beschneidet man sie im Frühjahr, so werden die den ganzen Sommer durch wachsende Reiser zu stark, und können im folgenden Frühjahr nicht anders, als mit grosser Mühe abgeschnitten werden. Früh im Jahr kann man auch nicht zum Beschneiden gelangen, und wenn es etwas zu späte wird, so verbluten sich die abgeschnittenen Reiser, welches man sonderlich an den Haynbüchen siehet, die gleich dem Weinstock, den Saft auslassen, und darauf trockne Spitzen erhalten.

Um Johannis aus ist der erste Wuchs vollendet, die Reiser sind aber noch weich, und lassen sich leicht abschneiden. Wüchsen sie fort, so würden sie zu stark. Indem sie abgeschnitten sind, treiben sie kleine schwache Nebenschößlinge: Die Hecke wird also dicker belaubt, und man kann den folgenden Johannis sowol die oben frisch gewachsenen, als auch die Reiser vom vorigen Herbste wegschneiden.

Bey dem Beschneiden muß, so viel möglich, dichte am alten Holze geschnitten werden. Das alte Holz selber ist zu stark, um es mit der Scheere zu zwingen.

Läßt

Läßt man aber zu viel jung Holz stehen, so wird die Hecke jährlich breiter, welches sie heßlich macht. Liesse man also alle Jahre nur einen halben Zoll an jeder Seite stehen, so würde die Hecke in wenig Jahren ungewöhnlich dicke werden.

38) Man pflegt in oder neben den Hecken hochstämmige Obst- oder andere fruchtbare Bäume zu setzen, aber das hindert dem Wachsthum der Hecke.

a) In der Reihe der Hecke selbst dergleichen Bäume zu setzen, ist nicht gut. Die Hecke erhält dadurch allemal eine Lücke, und kann sodann nicht durch einander geflochten, mithin zu keiner festen Gegenwehr gemacht werden.

b) Die Bäume nahe an der Hecke zu setzen, ist fast eben so schlecht. Denn sie werden bald dicker, treten an die Hecke; ihr Tropfenfall ist dieser schädlich, sie erstickt, oder wird im Wachsthum aufgehalten.

c) Wer also eine feste, und dichte Hecke haben will, soll nicht eher Bäume daran setzen, bis sie recht im Stande ist. Alsdenn müssen die Bäume doch wenigstens vier Fuß davon entfernet bleiben, und man muß dazu keine dicht belaubete und zu viel Schatten gebende Bäume nehmen, z. E. wilde Castanien.

Ist die Hecke aber einmal recht bestaudet, und man bleibt genungsam entfernet, so thut es der Hecke nicht so vielen Schaden, die Bäume verderben aber das nebenliegende Land, und hindern, wenn es ein Saatacker ist, dem Pfluge. Ich rathe also nicht dazu, es sey denn auf einem freyen Anger, woran eben nicht viel gelegen ist, oder daß die Hecke nicht zur Befriedigung, sondern nur des Ansehens wegen gezogen wird, mithin Lücken darin nichts schaden. Die Bäume müssen auch weitläuftig gesetzet

setzet werden, damit die Kronen nicht an einander wachsen, weil sonst die Hecke ersticken mögte. Man pfleget alle dreyßig Schritt, oder funfzig Fuß, einen Baum zu pflanzen: oder es müßte uns denn eben an Erhaltung eines schattigen Spatziergangs gelegen seyn.

39) Wer in einer morastigen niedrigen Gegend eine Hecke ziehen will, der muß erst bedacht seyn, das Wasser abzuleiten, und einen festen trocknen Grund zu haben. Denn, wenn eine Hecke des Winters in Wasser stehet, oder der Boden morastig ist, so wird sie nicht bekommen, sondern ersaufen oder versinken.

Man muß alsdenn erst auf den Abzug des Wassers arbeiten, und tiefe Graben ziehen. Will man keinen offenen Graben lassen, sondern dem Wasser unter der Erden einen Abfluß geben, so füllet man in den Grund, auf eine Tiefe von wenigstens sieben Fuß, in Wasen gebundene Schwarzdornen, bedecket solche mit grossen rauhen Steinen, streuet, wo man Hayde und Torf hat, solche dazwischen; läßt auch, wo Steine rar sind, solche ganz weg. Die Schwarzdornen dauren sehr lange, wenn sie tief genung liegen und nie trocken werden. Man kann auch, wo die Steine nicht rar sind, die Abzüge allein damit anfüllen, wenn man nämlich ganz grosse Steine in den Grund und kleinere überher leget. Alsdenn rinnet das Wasser stets zwischen den Steinen durch, und erhält sich den Durchgang. Es kömt nur darauf an, ob man eine Anhöhe hat, und dem Wasser den Abzug geben kann. Man füllet, in Ermangelung eines andern, den Graben auch mit blosser Hayde, oder Torf, oder Weidenbusche aus.

40) Wenn eine Weißdorn-Hecke recht gut seyn soll, so muß sie durchaus gleich hoch und stark, auch grün bewachsen, insbesondere aber am Fuß recht durchgeschlungen seyn.

seyn. Man darf daher keine kahle, keine vorzüglich dicke Stämme, noch weniger Oefnungen darin bemerken, sie darf keine Krümmen haben, und nicht über eine Spanne breit seyn. Sollte sie aber, wenn sie gehörig durchgeflochten ist, zu breit werden, so kann man ohne viele Umstände die verhärteten Knoten mit einem Messer wegschneiden.

41) Ist man zweifelhaft, ob eine Weißdorn-Hecke wachsen werde, oder ob man eine andere Pflanze zur Hecke vorziehen solle, so muß man sich in der Nachbarschaft umsehen, und kleine Versuche machen. Die Nachbaren belehren uns gemeiniglich am besten aus ihren angestellten Versuchen, was zu machen sey. Die Natur läßt sich nicht zwingen. Wo also gar keine Weißdornen wachsen wollen, wird man vergebens Fleiß daran wenden. Ich kenne noch zur Zeit nur ein einziges Erdreich, wo sie nicht gut fortkommen, und wo eine andere Art von Befriedigung, als Birken, u. a. m. einen Vorzug haben mögte. Dies ist ein freyes, offenes, den ganzen Tag der Sonne ausgesetztes Feld, von losem trocknen Sande. Gleichwol hat man es versucht, auch daselbst Weißdornen anzuziehen, und ihnen einigermassen Schutz und dem Erdreiche eine Verbesserung gegeben. Man muß nur mehrern Fleiß daran wenden, und einige Jahre länger warten.

Das schlimste ist, daß man in dergleichen offenen Gegenden, das Vieh, und insonderheit die daselbst gewöhnlichen, sehr gefräßigen Haydschnucken nicht wol abwehren kann, indem die bald niederschiessende Graben dagegen nicht sichern. Der Schwarzdorn pflegt auch dort rar zu seyn, und wenn des Sommers eine starke Dürre einfällt, und man mit dem Begiessen nicht fortkommen kann, oder solches versäumet, so erstarren die jungen Stämme, und

wenn

wenn sie einmal verdorben sind, thun sie weiter keine gute Schüsse.

Durch gehörig angewandten Fleiß, und durch fleißiges Begiessen hat man wol in einem magern trockenem Sandboden eine Weißdorn-Hecke in einer Zeit von vierzehn Jahren bis zu der Höhe von vier bis fünf Fuß gebracht; dabey aber auch noch die Anmerkung gemacht, daß, wenn man Ort- oder andere grosse Steine im Grunde befürchtet, man alsdenn den Boden umrojolen, und die Steine heraus bringen müsse, weil dadurch sonst das Wachsthum merklich aufgehalten wird.

42) Sollte eine Hecke in ihrer Jugend abgefressen seyn, so ist fast kein ander Mittel, als sie unten in der Erde abermals abzuschneiden und frisch ausschiessen zu lassen. Man muß zwar sodann ein Paar Jahr länger warten, aber man hat doch eher Hofnung, die Hecke zu vollenden, als wenn man die abgefressenen Stumpel stehen lässet, weil dieselben gar nicht weiter fortwachsen.

43) Wo man alte abgängige Hecken hat, muß man solche nicht ausroden, sondern erneuren. Denn ausserdem, daß es sehr mühsam ist, eine alte Hecke auszuroden, so muß man auch viele Jahre warten, ehe eine neu gesetzte junge Hecke wehrhaft wird. Das erneuren derselben hat also den Vorzug, weil man dadurch im dritten Jahre schon eine schöne feste neue Hecke hat.

Dies Erneuren geschiehet auf folgende Art. Alle veraltete kahle und dicke Stämme werden über der Wurzel, so tief man kommen kann, abgehauen. Sind junge Ueberschößlinge vorhanden, so schonet man solcher, und flechtet sie gleich durch einander. Fehlen diese, so muß man bis übers Jahr warten, denn die alten Stämme treiben häufig über der Wurzel aus. Und mit diesen jungen Reisern verfähret

verfähret man eben also, als bisher umständlich beschrieben worden.

Eine solche zu erneuernde Hecke muß man zwey Jahr vor dem Aushauen gar nicht beschneiden, sondern ins wilde wachsen lassen, um starke gerade junge Schößlinge zum Einflechten zu haben.

44) Einen Fehler hat eine solche Weißdorn-Hecke, daß man gar keinen Nutzen davon ziehen kann, als die Befriedigung selbst.

Wenn die Weißdornen zu dicken Stämmen wachsen, geben sie eines der allerdichtesten und festesten Hölzer, welches zu mancherley Behuf zu gebrauchen ist. Nach gegenwärtiger Vorschrift darf die Hecke aber keine dicke Stämme geben, und muß so durch einander wachsen, daß man kein Reis daraus absondern kann.

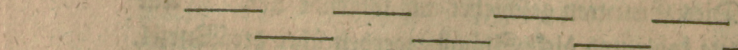
Von den Früchten der Weißdornen, welche man ihres mehligten Geschmacks wegen Mehlbeeren nennet, weiß ich keinen Nutzen anzugeben.

Die Blumen pflegt man wol des Frühjahrs als einen Thee zur Blutreinigung und Abführung zu trinken, sie haben aber einen unangenehmen Geschmack.

Die Dauer und Wehrhaftigkeit dieses Weißdorns giebt ihm Vorzüge genung, dabey hat er zugleich ein feines Ansehen und ergötzet das Auge im Frühjahre sowol, als Herbste, auf mannigfaltige Weise.

45) Zuletzt muß ich noch einer Art Weißdorn-Hecken anzulegen erwähnen. Man schneidet nämlich Reiser davon, und leget solche in Graben, welche mit guter Erde angefüllet worden, neben einander.

Diese Art wird in einigen Haushaltungs-Büchern vorgeschlagen; man kann aber nicht gewiß sagen, wie man dabey fahren werde. Man soll die zu legenden Reiser an beyden Seiten anbrennen, damit sie nicht faulen, und, da sie an den Enden nicht ausschlagen, wie diese Figur zeiget, legen:



so sollen sie Zweige und Wurzeln schlagen und eine gute Hecke geben, wenns anders gegründet ist.

Ich zweifele nicht, daß diese Abhandlung insonderheit auch den Garten-Freunden angenehm seyn werde. In Absicht auf diese, sind daher auch einige Regeln mehr eingerücket worden, als dem eigentlichen Landmann zu seiner Nachricht sonst zu wissen nöthig waren.

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Fünf und dreyzigstes Stück.

## Von dem erkünstelten Winterschlaf der Bienen.

Mein Herr!

Ich habe mir die Erlaubniß genommen, Ihnen ein Mittel, die Bienen, den Winter über in den Schlaf zu bringen, daß sie den Winter über ihren Vorrath an Honig nicht verzehren, welches der Hr. Amtmann Westphal der Königl. und Churfürstlichen Landwirthschaftlichen Gesellschaft in Celle bekannt gemacht hat, zuzuschicken; und Sie sind so gut gewesen, und haben dasselbe in dem XXIsten Stücke Ihrer Landwirthschaftlichen Erfahrungen, S. 313. f. abdrucken lassen. Ich habe aber auch nachhero in dem XXIXsten Stücke S. 454. eine Erfahrung eingerückt gefunden, die jenem Mittel gerade entgegen zu seyn scheinet. Und so ist es kein Wunder, wenn Ihre Leser ungewiß sind, was sie von diesem Mittel denken sollen, und eben daher Anstand nehmen mögten, sich mit der Wiederholung

des Westphalischen Versuches abzugeben, da er andern schon so schlecht gelungen ist.

Ich werde also, mit Ihrer Genehmhaltung, meine Gedanken über diesen Widerspruch eröfnen; überlasse es aber Ihrer eigenen Beurtheilung, ob es der Mühe wehrt sey, dieselben auch dem Publicum vorzulegen.

Zuförderst muß ich die gegründete Anmerkung wiederholen, welche die Königl. und Churfürstliche Landwirthschaftliche Gesellschaft in Celle gemacht hat, daß es, nämlich, bey gewissen neuen Versuchen im Anfange schwer sey, allerhand Versehen zu verhüten. Nun ist die Frage, ob die beyden Hauswirthe, auf die der Hr. Amtsvoigt Milz zu Barenburg, denn derselbe wird, allem Ansehen nach, der Verfasser seyn, sich berufet, alle benöthigte Behutsamkeit angewendet haben, oder nicht?

Wenn man erwäget, daß der Hr. Amtmann Westphal ein Mann ist, dem man mehr Behutsamkeit, Sorgfalt und Accuratesse bey neuen Versuchen, als einem gemeinen Hauswirthe, zutrauen kann; und dennoch hinzusetzet, daß er sein Mittel einer so erleuchteten Gesellschaft, als die Königl. und Churfürstliche Landwirthschaftliche Gesellschaft in Celle ist, nicht mit so vieler Zuversicht, als er wirklich gethan hat, bekannt gemacht, oder empfohlen haben würde, wofern er von der Richtigkeit desselben nicht völlig überzeugt gewesen wäre; so hat man immer noch Ursache, für seinen Versuch ein besseres Vorurtheil zu hegen, und sich von der Wiederholung desselben noch nicht durch den gegenseitigen Bericht abschrecken und abhalten zu lassen: Zumal, da uns niemand Bürge davor ist, daß des Hrn. Amtsvoigts Milz Nachbaren bey ihrem Verfahren nicht einen oder andern Fehler begangen haben mögten. Es ist wenigstens von ihm nicht angeführt

führt worden, wie flach oder tief sie ihre Körbe etwa in die Erde gesetzt haben? nicht angeführt worden, ob sie auch davor gesorget, die Körbe unten und umher mit Stroh genugsam zu verwahren? nicht angeführt worden, ob sie das Eindringen der Luft völlig genug von denselben abgehalten? nicht angeführt worden, wenn und bey welcher Witterung sie die Körbe wieder aus der Erde gehoben haben? und wie sie sonst dabey zu Werke gegangen sind?

Was der Hr. Amtsvoigt Milz sonst wider diesen Versuch anführt, das dünket mich von der Art noch nicht zu seyn, daß man denselben deswegen allein so schlechthin verwerfen müsse. Wir meynen oft, durch unsre Philosophie etwas, das ganz unthunlich und unmöglich, dargestellet zu haben; und nichts desto weniger muß sie zuletzt doch wol für wiederholete und zuverläßige Erfahrungen die Segel streichen. Das Reich der Thiere hat noch immer seine Geheimnisse. Und ich bin völlig überzeugt, daß unsere Nachkommen noch manches wahrnehmen und entdecken werden, das uns, bey dem itzigen Maasse unsrer Erkenntniß, als falsch und unglaublich vorkommen dürfte.

Alles was Hr. Amtsvoigt Milz sagt, betrift nur das Ordentliche und Gewöhnliche der Bienen: und da giebt man gerne zu, daß ein beständiger Schlaf im Winter, und der damit verknüpfte Nichtgebrauch der gewöhnlichen Nahrungsmittel im Winter, ihnen nicht zugeeignet werden könne. Habe ich mich selbst doch ausdrücklich darauf bezogen, daß auch die grössesten Bienenkenner bishero nichts davon gewußt und geschrieben haben. Aber daraus folget noch nicht, daß die Kunst und ein gewisser Handgrif nicht etwas bey ihnen sollte ausrichten können, das ihnen sonst eben nicht natürlich ist. Vielen Thieren ist der be-

ständige Schlaf im Winter ganz natürlich, und doch können sie durch die Kunst, ohne ihren Nachtheil und Schaden, davon abgehalten werden.

In den Göttingischen allgemeinen Unterhaltungen dieses Jahres, und zwar in derselben XIten Stücke, findet man einen artigen und lesenswürdigen Beytrag zur Naturgeschichte des Hamsters, der sich von dem gelehrten und sorgfältigen Forscher der Natur, Hr. D. Sulzer in Gotha, herschreibt. Aus diesem ersiehet man wenigstens so viel, daß der Hamster zwar den Winter über schlafe, wenn er in solche Umstände entweder sich selbst gebracht hat, oder von andern gebracht worden, daß er der freyen Luft nicht geniessen kann, daß aber sein Schlaf auch alsobald wieder aufhöre, als die freye Luft wieder auf ihn wirken kann, ja! daß unter diesem letzten Umstande der Winterschlaf ganz bey ihm könne verhindert und verhütet werden.

Die Bienen nun, die bey uns in Körben aufbehalten werden, können sich selbst in den Stand einer völlig eingeschlossenen Luft nicht setzen. In so fern kann also auch ein beständiger Winterschlaf bey ihnen nicht Statt finden. Wer weiß aber, was geschehen mögte, wenn die Bienen, durch ihre Wärter, nach dem Westphalischen Vorschlag, in solchen Stand gebracht würden, da die freye Luft nicht zu ihnen kommen kann?

Wir können selbst nicht einmal von denen Bienen, denen wir unsre Wartung in Körben widmen, auf diejenigen, die in der Wildniß leben, einen sichern Schluß machen. Ich will sagen: Wir können nicht mit Richtigkeit also schliessen: Weil unsre zahmen Bienen in keinen beständigen Winterschlaf fallen; so fallen auch die wilden Bienen nicht darin. Man hat die wilden Bienen noch

nicht

nicht sorgfältig genung bemerket. Man kann also auch nicht zuverläßig sagen, was diese im Winter machen. Vielleicht bringen sie denselben auch mit Schlafen zu.

Der Einwurf: Wenn die Bienen in einen solchen Stand gebracht würden, da sie den Winter über des Genusses der freyen Luft beraubt würden, so würden sie vermuthlich sterben, ist mir gar nicht fürchterlich. Denn wer denselben machen wollte, der müßte mir zuerst die Frage beantworten: Warum stirbt denn, um eben dieser Ursache willen, der Hamster nicht? warum andere Thiere nicht? sondern bringen den Winter nur in einen beständigen Schlaf, oder, wenn man lieber will, in einem Stande der Unempfindlichkeit zu?

Ich führe dies alles bloß in der Absicht an, daß geschickte und begüterte Bienenfreunde sich von der Wiederholung des Westphalischen Versuchs nicht mögen abhalten lassen. Der etwanige Verlust eines oder andern Korbes, wenn er ja mißlingen sollte, wäre für sie ein so grosser Schade oder Verlust doch nicht. Allein wie höchstbeträchtlich wäre von der andern Seite der Vortheil, und wie überwiegend der Gewinn für sie, und für einen jeden Imker, ja! für das ganze Publicum, wenn er nach Wunsch ausfallen, und die Richtigkeit dieses Mittels endlich ausser allen Zweifel setzen sollte? Was waget ein Patriot nicht oft? Ich bin übrigens stets

Mein Herr!

Dero

bereitwilligster

P. H. J.

## II. Gedanken über die Mittel, die schädlichen Raupen zu vertilgen.

Man kann die Raupen füglich in schädliche und unschädliche eintheilen. Schädliche werden diejenige Arten genant, welche sich gewöhnlicher Weise in solcher Menge antreffen lassen, daß sie die fruchtbaren Bäume und nützlichen Kräuter, wo nicht ganz, doch grössesten Theils ihres Laubes und Blätter berauben, und dadurch solche den Menschen auf ein ganzes Jahr unnützlich und unbrauchbar machen. Unschädliche sind diejenigen, welche sich entweder nicht in solcher Menge sehen lassen, daß sie den Blättern und Blüthen einen merklichen Schaden verursachen, oder, wenn sie auch häufig genung erscheinen, doch keine fruchttragende Bäume entlauben, z. E. die Phalæna Falicis, Phal. Pini &c.

Was die erstere Art, nämlich die schädlichen Raupen anbetrift, so ist der Nachtheil, den sie in manchen Jahren verursachen, öfters so beträchtlich, daß es wol der Mühe werth ist, auf Mittel zu sinnen, wie man diesem Uebel steuren könne, sonderlich, da durch die bisher angewandten, der Zweck noch nicht nach Wunsch hat können erreicht werden.

Die Schwedische Akademie der Wissenschaften hat vor einigen Jahren einen Preis von zwanzig Ducaten darauf gesetzt, wenn jemand in einer besondern Schrift ein zulängliches Mittel zur Vertilgung oder Verminderung der schädlichen Raupen angeben würde. Weil ihr aber noch keine des Preises würdige und der Absicht gemässe Schrift vorgekommen, so hat sie die Bestimmung des Preises bis aufs vorige Jahr ausgesetzt gehabt. Ich habe zwar noch keine darüber herausgekommene Abhandelung

lung gelesen, jedoch einige deswegen vorgeschlagene Mittel in einer Monats-Schrift angezeigt gefunden, die mir aber alle sehr unzulänglich geschienen haben. Z. E. man soll die Bäume unten am Stamme mit einem klebrichten Safte beschmieren. Allein zu geschweigen, daß dieses sonderlich bey warmen Tagen auf eine beschwerliche Weise sehr öfters wiederholt werden muß, so sind die Raupen nun schon einmal auf den Bäumen und alsdenn erlangt man dadurch nichts anders, als daß die Raupen sich nur nicht von ihrer ersten Wohnung entfernen können, wodurch sie genöthiget werden, den Baum desto kahler abzufressen.

Ein anderer schlägt vor: "Man soll durch eine "Feuerspritze den ganzen Baum benetzen, und da"durch verursachen, daß die Raupen entweder ersäuft, "oder zum Herunterfallen gezwungen würden, da sie "alsdenn entweder zertreten, oder aufgesamlet und also "vertilget werden könnten.„ Allein, was vor eine mühsame Beschäftigung gehöret nicht dazu, und das Mittel bleibt doch noch immer unzulänglich, weil die allerwenigsten Raupen dadurch von den Bäumen herunter gebracht werden, anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken.

Noch ein anderer schlägt vor, "man sollte einen ge"wissen Baumkäfer (Carabus Sycophanta Linnæi) "auf die Obstbäume setzen, damit er die schädlichen "Raupen vertilge.„ Es ist wahr, dieser Käfer, der sich durch seinen goldgrünen Glanz vorzüglich unterscheidet, und der grösseste unter den Europäischen Caribis ist, nähret sich grösstentheils von Raupen; allein er ist zu selten, daß er als ein hinlängliches Mittel zu diesem Zwecke könnte gebraucht werden; überdem ist es schwer zu glauben, daß er gerade auf dem Baum bleiben werde, worauf man ihn

wider seinen Willen gesetzt hat: Denn die meisten Insecten entfernen sich gemeiniglich gerne von dem Orte, wohin man sie zu dem Ende gesetzt hat, daß sie sich daselbst aufhalten sollten. Mich deucht, ein allgemeines Mittel, das bey allen schädlichen Raupen-Arten hinlänglich und auch in grossen Obstgärten anzuwenden sey, überdem nicht zu viele Zeit und Kosten erfordere, wird wol so leicht nicht ausfündig gemacht werden können.

Nichts desto weniger kann doch ein gewisses Verhalten an die Hand gegeben werden, welches, wenn es zu rechter Zeit und mit gehöriger Sorgfalt bey unterschiedenen schädlichen Raupen-Arten auf unterschiedene Art beobachtet wird, dieselben bis zur Unschädlichkeit vermindern kann, sonderlich, wenn man einige Jahre hinter einander damit fortfähret. Es wird aber hierbey vorzüglich auf präservirende Mittel ankommen, wodurch man der Vermehrung dieser schädlichen Raupen auf den Obstbäumen, (denn davon ist eigentlich hier nur die Rede,) zuvorkommen kann. Zu dem Ende werde ich erst die hier gewöhnlichen schädlichen Raupen-Arten anzeigen, und dann bestimmen, ob und wie sie entweder in den Eyern, oder in der Raupe, oder in der Puppe, oder in dem Schmetterlinge vertilget werden könne, denn in einem solchen vierfachen Zustande muß dieses Insect betrachtet werden.

Zu den schädlichen Raupen, die den Obstbäumen öfters so nachtheilig sind, rechne ich:

1) Die bekannte Ringel-Raupe, welche beynahe die Länge eines kleinen Fingers erreicht, etwas rauch, und von Farbe Theils gelbbraun, Theils Himmelblau ist, und woraus die Ringelmotte (Phalæna neustria Linnæi) entstehet. Diese Art kann nicht füglich in den Eyern vertilget werden. Weil die Phaläne dieselbe an kleinen

Zweigen

Zweigen der Bäume in einem breiten Ringe anklebet, welcher mit der Rinde der Zweige von einerley Farbe ist; so hält es schwer, sie ausfündig zu machen. Kein Gärtner aber muß dieselbe, wenn er sie von ohngefähr antrift, sitzen lassen, sondern den Zweig abschneiden, und mit demselben die Eyer verbrennen. Damit er aber hierin nichts vergebliches thue, so muß er zusehen, ob die Eyer bereits oben eine Oefnung haben; ist dieses, so sind die Raupen schon ausgekrochen. Ferner kann diese Raupenart auch nicht füglich in der Puppe vermindert werden, denn die Raupe spinnet sich einzeln zwischen den Blättern und in den Fugen der Zäune und Bäume ein, wo sie mit keinem sonderlichen Erfolge aufgesucht werden kann. Endlich auch nicht in der Phaläne, denn diese fliegt nur des Nachts und sitzt bey Tage an den Blättern der Bäume. Es bleibt also nichts übrig, als die Raupe selbst, dabey man folgendergestalt zu Werke gehen muß:

Man durchsuche des Abends und des Morgens, wie auch bey kalten und regenhaftem Wetter, die Bäume an den Orten, wo sie sich in starke Zweige zertheilen, hier wird man ein starkes Gespinnst, und auf demselben eine grosse Menge Raupen gewahr werden. Ausserdem trift dieses auch zur Zeit ihrer Häutung ein. Man nehme alsdenn einen Topf, oder dergleichen etwas weites Gefäß und scharre die Raupen mit einem Flederwisch oder ähnlichen Instrument hinein, da man sie denn auf die bequemste Art tödten kann. Man darf auch nur ein breites grünes Blatt nehmen und vermittelst desselben die Raupen an dem Orte ihres Aufenthalts zerdrücken. Zu den schädlichen Raupen rechne ich noch

2) die bundköpfigte Garten- und Wald-Raupe, die mit starken und steifen Haaren versehen ist, und daraus Phalæna dispar Linnæi entstehet. Diese ist fast alle Jahre häufig anzutreffen, daher man auf ihre Vertilgung vorzüglich bedacht seyn muß. Es kann aber solches mit keinem merklichen Erfolge in der Raupe geschehen, denn diese führet von dem Ey an bis zu ihrer Verwandelung kein Geselliges, sondern ein einsames Leben, und wer wird sich die Mühe nehmen, und sie einzeln aufsuchen? Auch nicht in der Puppe, denn diese trift man einzeln in den Fugen der Zäune und Bäume, imgleichen zwischen den Blättern in einem geringen Gespinste an; sondern es gehet solches am füglichsten in den Eyern an. Die Phaläna legt solche an den Stämmen der Bäume und an den Zäunen beysammen, und überzieht sie dichte mit gelblich braunen Haaren, so daß die Eyer darin ganz verborgen liegen.

Im Herbst, oder am Anfange des Frühlings, durchsuche man den ganzen Garten, sonderlich an den angezeigten Orten, sorgfältig, und scharre alle diese Eyer, die man gar leicht gewahr werden kann, mit einem Messer in eine untergehaltene Schachtel, und werfe sie alsdann ins Feuer, welches ein seltsames Geprassel verursachen wird. Auf solche Art kann man in den Eyern in einigen Stunden öfters viele tausend Raupen vertilgen, und der Nutzen davon wird in dem folgenden Sommer sichtbar genung werden.

Was die Phaläna selbst anbetrift, so findet man das Weibchen davon an den Stämmen der Bäume, an den Wänden und an den Zäunen. Weil selbiges nur von träger Natur, weisser Farbe und ziemlicher Grösse ist;

kann

kann man es gar leicht bemerken und in demselben eine zahlreiche Nachkommenschaft mit einem mal zu Grunde richten. Der Monat Julius ist die gewöhnliche Zeit, in welcher es auszukriechen pflegt.

3) Die dritte Art der schädlichen Raupen hiesiger Gegend ist die sogenannte bunte Winter-Raupe, welche diesen Namen deswegen führet, weil sie im Herbste aus dem Ey kriechet, und als Raupe den Winter hindurch dauret, aus welcher eine ganz weisse Phaläne kömt, davon das Weibchen an dem Hinterleibe einen Büschel goldgelber Haare hat, womit sie die Eyer bedeckt, welche sie in einem Haufen zusammen leget. (Phalæna Chrysorrhea Linnæi.)

Man kann ihrer Vermehrung in den Eyern nicht gar wol zuvor kommen, denn diese werden von der Phaläna an den Blättern der Bäume gelegt und mit Haaren überzogen, und zwar an der untern Seite der Blätter, wo es viel zu mühsam seyn würde, sie aufzusuchen. Auch nicht in der Puppe, denn diese findet sich in einem Gespinste zwischen den Blättern der Bäume. Eben so wenig kann dieses in der Phaläna selbst geschehen, indem dieselbe nur des Nachts fliegt und sich bey Tage an den Blättern der Bäume so versteckt, daß man sie nicht leicht gewahr werden kann. Folglich bleibt nichts anders, als die Raupe selbst, übrig. Wann solche im September aus dem Ey gekrochen, so führet sie ein geselliges Leben, und nähret sich noch von den Blättern, die sie nur an der einen Fläche etwas benaget. So bald die Blätter wegen des herannahenden Winters anfangen abzufallen, begiebt sich die ganze Brut an die äussersten Spitzen der Bäume, und verfertiget

verfertiget daselbst ein starkes dichtes Gespinst, in welchem sie sich den ganzen Winter hindurch aufhält. Solche nun zu vertilgen, verfährt man folgendergestalt:

Vom Herbste an, bis in den Anfang des Frühlings, jedoch noch ehe die Witterung merklich warm zu werden anfängt, und die Bäume Knospen zu treiben beginnen, nimt man eine Baum-Scheere und schneidet oder bricht mit derselben die Spitzen der Zweige, woran sich dergleichen Raupen-Nester befinden ab, samlet solche sorgfältig auf und verbrennet sie. Es würde eine vergebliche Arbeit seyn, wenn man selbige bloß abbrechen und auf der Erde liegen lassen wollte; denn im Frühjahr würden sie doch auskriechen, und ihre erste Wohnung, nämlich die Bäume, bald wieder finden. Dieses Mittel ist so vollkommen zureichend, die Vermehrung dieser Raupen zu verhindern, daß es allemal der Nachläßigkeit eines Gärtners zu zuschreiben, wann sie seine Bäume entlauben. Freylich muß ich es zugestehen, daß solches, alles angewandten Fleisses ungeachtet, dennoch geschehen kann, wann nämlich mein Nachbar in diesem Stücke zu nachläßig ist. Denn diese Raupen-Art ist sehr zur Wanderung geneigt, und wann ein Baum kahl gefressen, so sucht sie unverzüglich einen andern. Allein könnten nicht widerholte Vorstellungen bey meinen Nachbarn etwas ausrichten? Könnte nicht durch Obrigkeitliche Verordnungen die Anwendung dieses Mittels allgemein gemacht werden? Weil auch diese Raupe sich gern auf den Eichenbäumen aufhält, diese aber wegen ihrer Höhe nicht wol abgeraupet werden können, so muß man dergleichen Bäume in der Nähe eines Obstgartens nicht leiden, sondern umhauen.

4) Die

4) Die vierte Art der schädlichen Raupen; ist eine gewisse gelblich braune Dornen-Raupe, daraus ein Tagevogel (Papilio Polychloros Linnæi) entstehet, dessen Farbe oberwärts auf den Flügeln braunroth mit schwarzen Flecken, unterwärts aber rußfarbig ist. Diese Raupe hält sich vornämlich auf den Kirsch- und Birnbäumen auf. In den Eyern ihrer Vermehrung vorzukommen, ist aus dem Grunde nicht wol möglich, weil sie nicht leicht ausfündig gemacht werden können. Eben so wenig gehet es in den Papilion und in der Puppe an, weil ersterer ein Tagevogel und von schnellem Fluge ist, letzterer aber ganz zerstreuet an den Zäunen und Wänden hängend gefunden wird. Die Raupe bleibt also alleine übrig, welche an den Zweigen der Bäume in ganzen Nestern beysammen angetroffen wird.

Weil sie gemeiniglich des Abends und des Morgens, auch bey nasser und kalter Witterung, nicht fressen, so nehme man so bald man ein Nest gewahr wird, eine Raupen-Scheere zur Hand, und breche den Zweig an dessen Spitzen die Raupen sitzen, so gelinde als möglich, ab, da man denn die Raupen zertreten oder auf andere beliebige Art tödten kann. Ist der Zweig nicht zu hoch, so ist es besser daß man das Abbrechen mit der Hand verrichtet, weil solches ohne starke Schüttelung des Zweiges geschehen kann. Um seinen Zweck desto besser zu erreichen, muß man ein breites weisses Tuch gerade unter dem abzubrechenden Zweige ausbreiten, damit man die etwan abfallende Raupen leicht bemerken und auffamlen kann.

Die fünfte Art der schädlichen Raupen, auf deren Vertilgung man bedacht seyn muß, ist eine schwarze, welche auf

auf dem Rücken mit feinen und kurzen gelbbraunen, und auf den Seiten mit weissen Haaren besetzt ist, und daraus ein weisser Tagevogel mit schwarzen Adern (Papilio Cratægi Linnæi) entstehet. Der Vogel legt seine Eyer, die eine Kegelförmige Gestalt haben, gegen den Herbst auf den Blättern der Bäume beysammen, welche nicht leicht ausfündig gemacht werden können. Der Papilion selbst fliegt bey Tage, und ist nicht anders als mit Mühe einzeln zu fangen. Die Puppe, welche grünlich gelb und mit vielen schwarzen Puncten besetzt ist, trift man einzeln an den Zweigen, Zäunen und Wänden an, welche zwar zerdrückt werden kann; es ist aber dies bey weiten nicht hinlänglich, diese Raupen-Art in einer Gegend zu verhindern.

Daher man in dieser Absicht bloß sein Augenmerk auf die Raupe zu wenden hat. Diese kriecht noch vor dem Winter aus dem Ey, und wenn die Blätter im Herbst beginnen abzufallen; so verbirget sich eine ganze Brut in einem Blatte, oder auch wol in mehrern, überspinnet solches, und den Stiel des Blattes befestiget sie an dem Zweige, damit er nicht abfallen kann, und in dieser Wohnung halten sie sich den Winter durch auf. Diese Nester muß man auf eben die Art und zu eben der Zeit samlen; wie solches bey der Raupe Nro. 3. angezeiget worden. Wenn die Bäume anfangen auszuschlagen, so verlassen sie ihre Winter-Wohnung und führen noch eine Zeitlang ein geselliges Leben, indem sie sich zwischen den Zweigen in grossen Haufen aufhalten und zu ihrer Sicherheit ein Gespinste über sich machen, da man sie auch noch entweder in ein untergehaltenes Gefässe scharren oder zerdrücken kann. Weil sie aber bey der geringsten Berührung sich an einen

Faden

Faden von den Baume herunterlassen, woran sie sich auch wieder hinauf winden können; so ist das erstere Mittel das beste und sicherste.

Es giebt noch eine Art kleiner grüner Spannenmesser, welche nicht selten sehr grossen Schaden thun; weil ich aber noch nicht Gelegenheit gehabt habe, ihre Natur näher auszuforschen; so kann ich auch noch nicht bestimmen, auf welche Art man sie vertilgen könne. Daher ich solches aufs künftige ausgesetzt seyn lassen muß.

An den Fichten oder Tannen findet man in manchen Jahren eine gewisse grosse härigte Raupe, die von Farbe röthlich oder grau und weiß ist, daraus die Fichten-Motte (Phalæna pini Linnæi) hervor komt. Weil sich solche öfters an den jungen Fichten häufig sehen läßt, und dadurch einen beträchtlichen Schaden verursachen kann, so habe ich nur davon noch anzeigen wollen, daß zur Vertilgung derselben kein ander Mittel, meiner Meynung nach, übrig bleibt, als daß man entweder die Raupen samlen und zertreten läßt, oder welches noch besser ist, daß man, um in den folgenden Jahren dergleichen Schaden zu verhüten, die Phaläne sorgfältig samlet und tödtet. Es kriecht aber selbige im Monat Julius aus, sitzt an den Stämmen der Fichten, ist grau von Farbe und kann wegen ihrer Grösse leicht bemerkt werden.

Uebrigens sehe ich mich genöthiget, hier eines gemeinen aber irrigen Vorurtheils zu gedenken, welches öfters der Verminderung der Raupen im Wege stehet. Man glaubt nämlich entweder alle Raupen-Arten oder doch einige derselben seyn giftig, und aus dem Grunde trägt man

man Bedenken, ihnen zu nahe zu kommen. So viel ich durch Erfahrungen und wiederholte Versuche habe herausbringen können, so ist keine Raupe giftig oder auch vermögend zu beissen. Es mögte denn das letztere der Weiden- und Linden-Bohrer thun können, wiewol mir solches noch niemals wiederfahren. Es ist wahr, die rauhen Raupen, wenn man sie berühret, verursachen mit ihren stechenden Haaren einiges Jucken oder Brennen, und man hat Ursache sich zu hüten, daß man die Raupe von der Proceßions-Motte (Phalæna proceſſionæ) nicht berührt, denn man kann daher auf einige Tage eine Art von Krätze bekommen. Es ist dieses aber keine Garten-, sondern eine Wald-Raupe. Sonst kann man alle Raupen-Arten sicher anfassen, und in Absicht der ganz rauhen Raupen, hat man nur die Vorsicht anzuwenden, daß man sie nicht zu stark und zu häufig berühre. Sollte man dergleichen Raupen angefasset haben, und daher ein Jucken oder Brennen an den Händen verspüren; so kann man solches leicht mit aufgelegter frischer Erde, mit Urin, oder auch mit dem Safte von der Peterſillie, vertreiben.

## Mittel wider die Kohl-Raupen.

Wenn man den Kohl vor den Raupen in Sicherheit setzen will, soll man das Land, auf welches man denselben zu säen entschlossen ist, rund umher mit Hanf besäen. Man wird mit Verwunderung wahrnehmen, daß, wenn auch alles herumliegende Land mit Raupen bedeckt ist, auf dem mit Hanf umgebenen sich keine einzige wird sehen lassen. Haben sich die Raupen schon wirklich eingefunden; so holt man aus dem Walde grosse Ameisen. Diese verjagen jene, und ziehen freywillig wieder ab, so bald sie ihre Jagd vollendet haben.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0152
DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Sechs und dreyzigstes Stück.

## Wie man Heydeland bereitet, daß es Korn trage.

Unter Heydeland verstehe ich hier eine jede Art von wüstem und unbrauchbarem Lande, worauf das schlimste Unkraut wächst, das gute Kraut aber nur selten anzutreffen ist; solches Land, das mit Heyde, Brombeer, Disteln, Farrenkraut und dergleichen bewachsen ist. Soll dasselbe zum Korntragen zubereitet werden, so ist nichts besser, als daß man diese darauf wachsenden unnützen Producte auf der Stelle verbrenne. Die Hitze verbessert den Boden durch eine Art von Calcination, und die Asche dienet gewissermaassen zur Düngung des Landes. Auch ist die unmittelbare Würkung des Feuers auf die Wurzeln über alle massen vortheilhaft, weil diese durch nichts so vollkommen zernichtet werden, und kein anderer Handgrif den Boden so gut reiniget, daß man versichert seyn könne, daß sie nicht wieder nachwachsen werden. Man pflegt an einigen Orten auch wol die Stoppeln auf dem Lande zu verbrennen; und es ist gewiß jederzeit mit einem augenscheinlichen Nutzen verbunden.

Dabey hat man aber dahin zu sehen, daß man seinen Hecken, oder nahe stehenden Bäumen keinen Schaden thue; und diese Vorsicht ist bey dem Abbrennen der Heyde gedoppelt nöthig. Wenn man das Heydeland brennet, so entstehet dadurch eine Flamme, die durch ihr Ausbreiten vermögend ist, grossen Schaden zu thun. Man muß daher zuerst, ehe das Feuer angeleget ist, wissen, wo es wieder aufhören soll, indem es sich viel weiter ausbreiten kann, als es solte, und man gedacht hatte.

Wenn ein Stück Heydeland angezündet wird, so ist es am besten, daselbst, wo das Feuer aufhören soll, einen ziemlichen Platz aufzuräumen, und den Busch und dergleichen auszureissen. Auf diese und keine andere Weise kann der Fortgang des Feuers gehemmet werden. Zugleich kann man mit dem Ausgerodeten, wenn es trocken ist, den Brand anzünden, daher man solches an dem anderen Ende des Stückes ausbreitet.

Man muß zum Brennen des Landes ein ziemlich stilles Wetter wählen, und auf das Feuer, wenn es brennet, genauer Acht haben. Solte es auf einer oder der andern Seite seine Gränzen zu überschreiten drohen; so muß man augenblicklich einen kleinen Graben ziehen, und die Erde auf das Feuer werfen. Dadurch wird das übrige erhalten; denn die Erde löschet das Feuer viel gewisser und geschwinder, als Wasser.

Wenn das Gesträuche auf diese Art verbrannt ist, so müssen die Wurzeln der Heyde und anderer Gewächse mit einer Hacke ausgerodet werden, wie auch alle übrige Wurzeln, die stark genug sind, den Pflug aufzuhalten, oder zu verhindern; alsdann ist das Land zur gemeinen Bauart tüchtig.

Der

Der Herbst ist die beste Jahrszeit die Büsche zu verbrennen, und so bald etwas Regen gefallen ist, muß der Boden in grossen Furchen mit einem starken Pfluge umgekehret werden, und bis im Frühjahr liegen. Nachher muß man, wenn er noch einmal gepflüget ist, Haber darein säen. Das zweyte Jahr muß er dreymal gut gepflüget, und allemal gut gekehret, gereiniget und gebrochen werden, so ist er im dritten Jahre im Stande, ohne die geringste Düngung, Waitzen zu tragen.

Die ganze Mühe nach dem Verbrennen bestehet bloß in der Arbeit; allein, diese muß auch wohl verrichtet, und hinlänglich wiederholet werden. Denn da die Fruchtbarkeit in diesem Falle hauptsächlich davon abhänget, daß die Erdklößer wohl gebrochen werden, so muß dieses auch mit Fleiß geschehen; und nichts, als ein oftmaliges Pflügen, kann die alten Einwohner eines solchen Bodens verhindern, weiter Besitz davon zu nehmen.

Ohnerachtet es nun scheinet, daß sie vollkommen ausgerottet sind, so kommen sie doch nicht selten nach einigen Jahren, zum Schaden und Nachtheil der nützlichen Gewächse, wieder zum Vorschein, wenn sie nicht durch ein oftmaliges Pflügen völlig getilget werden. Allein, diese Arbeit zerstöhret sie gewiß, wenn sie gehöriger massen und mit Sorgfalt verrichtet wird.

Das Stürzen im Winter setzet die Wurzeln dem Froste aus, daß sie erfrieren; und durch das Stürzen im Sommer werden sie an der Sonne gebracht, und verdorren. Ueberhaupt ist es ein sehr grosser Vortheil für den Landmann, daß er auf diese Art und Weise alles Unkraut, sowol das jährliche, als das perennirende vollkommen, und zwar in allen Böden, zernichten kann, und sowol dasjenige, was von der Saat eines jeden Jahres in Menge wächst, als

dasjenige, das von Jahr zu Jahre sich durch seine Wurzeln erhält, dadurch gänzlich zerstöret wird.

## II. Von dem Nutzen des Anbaues wilder Kastanien.

Verschiedene Liebhaber der Wirthschaft, und unter andern der neulich zum Vorschein gekommene Hausvater, haben die Frage aufgeworfen, wie sandigte Gegenden am besten angebauet werden könnten, und dadurch Futterkräuter, mithin Dünger und Lebensmittel zu erlangen wären.

Alle und jede, welche sich damit beschäftiget, diese Aufgabe gehörig zu beantworten, sind bey Saamenwerken stehen geblieben, die der dürre Sand ohne Kunstvolle oder kostbare Düngungs-Arten nicht hinreichend hervorbringen kann, wodurch Versuche aus diesem Fach immer in Stecken gerathen.

Ein ganz ohngefährer Zufall indessen bringet mich wegen obigen Gegenstandes auf die Gedanken, daß Sandgegenden anzubauen, keinesweges mit Futterkräutern zu erreichen, wol aber von hernach zu beschreibenden Baumfrüchten zu erwarten sey; denn da ich kürzlich die Frucht der wilden Kastanien kennen gelernet, und befunden habe, daß selbige ein Nahrungsvolles Futter, besonders für das Hornvieh darbiete, so habe verwichenen Herbst, um hinter die rechte Wahrheit zu kommen, damit folgenden Versuch gemacht:

Ich kaufte im Aegidien-Markte einen kleinen magern Ochsen für 11 Rthlr., ließ solchen einbinden, und hatte Gelegenheit, 4 Malter Kastanien samlen zu lassen.

Anfangs wolte der Ochse die Kastanien nicht fressen,

ich

ich mußte ihn also etliche Tage hungern lassen, und machte sodann den Versuch damit, daß ich einige zerstossene Kastanien, (wozu eine hölzerne Stampfe oder Pümpel am schicklichsten ist) unter ein Paar Händevoll Gärsten-Schroot mengte; dies trieb ich so lange, bis etwa zwey Metzen Schroot dazu giengen, und hernach fraß der Ochse die Kastanien mit der braunen Schale allemal gequetschet, dergestalt begierig, daß man ihn, damit er sich nicht verfienge, zurück halten mußte, und wurden dem Thiere des Tages dreymal, jederzeit zwey gedoppelte Händevoll gestossene Kastanien unter blossen Stroh-Häcksel, mit Wasser angefeuchtet, gegeben. Auf selche Weise ist der Ochse in fünf Wochen so feist geworden, als er nur in einer Grasweide, von der allerbesten Gattung, jemals werden können, und sind dazu nur zwey Malter Kastanien gebraucht worden.

Nach der Hand habe nun auch von den noch übrig behaltenen 2 Malter (d. i. 12 Braunschw. Himbten) Kastanien meinen drey milchenden Kühen gegeben, und gedenke ich selbige davon auf Stroh-Häcksel mit ein gar weniges an Heu diesen ganzen Winter zu erhalten. Sie haben darnach an Milch und Butter merklich zugenommen, ohne daß es, so viel ich merken können, dem Molkenwerke einige Bitterkeit zugezogen. Jedoch muß ich, weil die Kastanien zu stark füttern, und das Vieh zu bald fett machen erinnern, in der Fütterung für diese Art Vieh kärglich zu seyn, und desto mehr Stroh-Häcksel zu gebrauchen.

Solten auch weitere Erfahrungen darthun, daß das Molkenwerk einige Bitterkeit annehme, woraus sich allenfals der Landmann, wie bey dem Oelkuchen-Futter bekannt ist, wenig machet; so können die Kastanien güstem Viehe, und vornehmlich Zug-Ochsen zu einem nicht kostbaren und doch kräftigen Futter dienen.

Schaafe und Ziegen genieſſen die Kaſtanien obiger-geſtalt auch zwar ſehr begierig, ſie werden aber zu früh fett davon, und können nicht übergehen.

Wann ich nun ſchlieſſe, daß obiges Mittel den Unterhalt des Viehes ſo ungemein erleichtert, und die Anſchaffung des Düngers in dürren Sandgegenden nicht ſo koſtbar, oder beſchwerlich macht, zugleich auch bekannt iſt, daß die wilden Kaſtanien in allem dürren Sande, wo nur kein Ortſtein ſtehet, gar wohl fortzubringen, und davon bald Früchte zu ſamlen; ſo vermeyne obiger Aufgabe, wie ſandigte Oerter am beſten anzubauen ſtehen, mich ein Beträchtliches genähert zu haben; überlaſſe aber die Sache zu einer weitern gefälligen Prüfung.

Nach weiterer in dieſer Sache erlangter Erfahrung iſt noch hinzuzufügen, daß das Molkenwerk keine Bitterkeit annehme, wenn die einzuſamlende Kaſtanien zuerſt nur dünne aus einander geleget werden, damit der flüchtigſte Oel verfliege, und ſie im Haufen nicht ſchimlich werden: Bey der mäßigen Fütterung des milchenden Viehes, auch faſt alles Heu geſparet werden möge.

## III. Von den Seidenwürmern und deren Wartung.

Daß der Seidenwurm die vollkommenſte und nutzbarſte Raupe ſey, daß er dem menſchlichen Körper die allerkoſtbareſte Kleidung verſchaffe, daß bey deſſen Wartung und Zubereitung ſeiner Arbeit viele tauſend Menſchen ernähret werden, iſt eine ſo bekannte, als wahre Sache. Wie es aber eigentlich damit zugehe, und auf was für eine wunderbare Art, dieſe edlen Creaturen unſerer Dürftigkeit zu Hülfe kommen, darum bekümmert ſich nur der kleinſte

kleinste Theil von denen, deren äusserliches Lüstre doch des Seidenwurmes kostbare Arbeit erheben, und ihren natürlichen Vollkommenheiten den besten Glanz geben muß. Ich will daher versuchen, diese edle Raupe nach ihrem wahren Werth und Eigenschaften bekannt zu machen.

Der Saamen der Seidenwürmer hat eine blaulichte Farbe, und die Grösse eines Mohnkorns. Er ist zuerst aus den Morgenländern und Frankreich zu uns gebracht worden, wie solches auch noch heutiges Tages zum Theil geschiehet, ob wir ihn gleich eben so gut, als in den gedachten warmen Ländern hervorbringen können.

Ein Anfänger, der genöthiget ist, den Saamen aus entfernten Landen kommen zu lassen, thut sehr wohl, wenn er selbigen bereits im Herbste anschaft, und auf nachfolgende Art verwahret:

Man schüttet nämlich den Saamen in ein gläsernes Gefäß, welches nach Proportion groß oder klein seyn kann, und inwendig weder stinkend noch naß ist; jedoch muß das Glas nur bis auf die Hälfte mit Saamen angefüllet, mit einem papiernen Stöpsel (damit den Eyern nicht alle Luft entzogen wird) ganz lose zugestopft, zwischen reines Leinenzeug ganz auf die platte Seite gelegt, und bis zu seiner Zeit beständig an einem kühlen, aber doch nicht übermäßig kalten Ort, wo man vor dem Besuch der Mäuse und Ratzen sicher ist, hingesetzt werden.

In unsern schon ziemlich kalten Gegenden darf man hiernächst vor die Mitte oder Ende des Monats May an die Seidenwürmer nicht weiter denken, alsdenn aber, und wenn nach Gelegenheit der Witterung das Maulbeerlaub (welches fast unter allem Laube am spätesten hervorkömmt) die Grösse eines Pfennings erhalten, muß man auch weiter keine Stunde versäumen, die Geister des erstorben scheinenden

nenden Saamens auf nachfolgende Art wieder zu beleben. Man nimmt so viele Schachtel-Deckel, als nöthig sind, den vorräthigen Seidenwürmersaamen etwa höchstens einen viertel Zoll hoch darinn verlegen zu können. Die Schachtel-Deckel werden inwendig mit Papier beklebt, dieses mit Thimian, Spiek, oder andern wohlriechenden Kräutern gerieben, der Saamen darinn sodann vorbeschriebener-maassen gelegt, und auf den Saamen noch ein anderes Papier, welches mit der Schachtel-Deckel gleiche Grösse haben, und dichte voll kleiner dreyeckigter Löcher geschnitten seyn soll, geleget, alsdenn setzet man nahe am Kachelofen einen Tisch, thut auf selbigen ein Kissen, postiret die Schachteln dahinauf, bedeckt sie noch mit einem andern Kissen, und erhält, sowol Tag als Nacht, eine mittelmäßige doch gleiche Wärme in diesem Brütezimmer.

Den dritten oder vierten Tag, nach geschehener vorbeschriebener Auslegung der Würmer, fangen dieselben an, ihre bisherige Wohnungen zu verlassen, und sich uns in Gestalt einer ganz kleinen schwarzen und etwas rauchen Raupe zu präsentiren, sie kriechen auf den mit kleinen dreyeckigten Löchern versehenen Papieren herum, und sehnen sich nach ihrer ersten Mahlzeit. Selbige nun muß aus kleinen mit Laube versehenen Aestchen von Maulbeerbäumen bestehen. Diese Aestchen werden von den Würmern so gleich bedecket, und man kann diese kleinen Raupen mit samt dem vorgestreuten Futter, durch Hülfe einer Steck- oder Haarnadel, abnehmen, und auf ein ander Papier legen, die Schachtel-Deckel wiederum mit anderm Laube versehen, die abzunehmende Würmer aber allemal besonders legen, und damit so lange fortfahren, bis die meisten heraus, und die zurückgelassene Saamenhülsen, die sonst blaulichte Farbe mit einer weissen ver-

mischt

mischt haben. Die jungen Würmer müssen nunmehr nicht verwechselt, noch unter einander gebracht, sondern jede Parthey, so wie sie nach einander ausgekommen, muß besonders bleiben, und durchgängig dreymal des Tages mit frischem Laube von jungen Bäumen, welches aber nicht im Thau, sondern, wenn selbiger von der Sonne erst abgetrocknet, gepflücket ist, versehen werden, auch muß in dem Zimmer eine mäßige Wärme unterhalten werden.

Sonst ist es sehr gut, wenn man die Würmer im zweyten Stockwerk haben, und kein Haus dazu zu nehmen genöthiget ist, welches an einer stinkenden Gegend liegt, oder welches feucht und dumpfig, und wo der Schmied der nächste Nachbar, oder wo man anderm starken Getöse und Geschüttel ausgesetzt ist.

Hat man, so viel möglich, die eben erzählten Unbequemlichkeiten vermieden, so muß man die erforderlichen Börde dazu verfertigen. Man kann dergleichen an allen Wänden in dem Zimmer herum anschlagen; auch, wenn dasselbe breit und der Platz geräumig ist, in der Mitte der Stube noch ein anderes Gerüste hinsetzen. Dies muß die Form einer Leiter haben, und unten breit, nach oben aber spitz zu laufen. Diese Börde werden wohl bevestiget, damit kein Nachtheil und Schaden dadurch entstehe.

Verlanget man zu wissen, wie viel Raum man zu einer ansehnlichen Quantität Würmer nöthig habe, so ist es schwer denselben so eigentlich zu bestimmen, weil die Würmer nicht allemal gleich gut auskommen, auch sowol wegen verschiedener Wartung und Witterung nicht immer gleich gut gerathen. Doch kann man einen ohngefähren Ueberschlag machen und festsetzen, daß zu zwey Loth Seidenwürmer-Saamen schon ein Zimmer oder sonstiger Platz

von vier und zwanzig Fuß lang und achtzehn Fuß breit erfordert werde.

Wer dergleichen räumliche Zimmer nicht haben kann, der kann, zumal, wenn er auf dem Lande wohnet, füglich seine Böden nehmen, und sie solchergestalt sowol zum Seidenbau, als auch zum Getraide-Behältniß zurichten, welches um so viel leichter thunlich, als bey der angehenden Erndte, der Seidenbau bereits zu Ende ist.

Auf die Seidenwürmer wieder zu kommen, so dienet zur Nachricht, daß dieselben den fünften, sechsten, auch wol den achten Tag nach ihrer Ankunft, so wie das Wetter bequem, oder ihnen ordentliche Handreichung gethan wird, zum ersten mal häuten.

Sie schlafen dabey ganzer vier und zwanzig Stunden, welches man auf keine andere Art bemerken kann, als weil sie sich sodann unter ihr Nest verbergen, ganz still liegen, das vorgestreuete Laub nicht anrühren, und dicke hellglänzende Köpfe haben; sodann berstet ihnen die Haut vorn am Kopfe, sie streifen ihre schwarze Kleidung vom Leibe ab, und verwechseln solche mit einer grauen, bald nach veränderter Kleidung aber geben sie durch das beständige Kopfaufheben zu verstehen, wie ihnen nunmehr wieder nach einer guten Nachtzeit verlange, welche ihnen jedennoch nicht ehe zugestanden werden muß, bis der grösseste Theil ausgehäutet hat, als ausser welcher Vorsicht sie sich ungleich werden, und einige schlafen, andere wachen, die dritten aber häuten dürften.

So bald der grösseste Theil demnach ausgehäutet, streuet man ihnen Blätter vor, und wenn sie die frischen Blätter bestiegen, wird eines mit dem andern abgenommen, und auf ein frisches Lager gebracht, die Spätlinge aber, so noch auf dem alten Lager geblieben, müssen nach

geschehener

geschehener Häutung ebenfalls abgesucht, jedoch an einen andern Ort gebracht werden. Die bey der ersten Häutung vorgekommene Umstände fallen hiernächst alle acht Tage vor, und das viermal in der armen Würmer ihrem Leben, man verfährt dabey allemal auf eine gleiche und vorbeschriebene Art.

Je bessere Witterung die Seidenwürmer demnächst haben, je ordentlicher ihnen das Futter gereichet wird, je reinlicher und wolriechender ihre Zimmer sind, je geschwinder werden sie ihren Lauf vollenden, und desto mehr und schönere Seide wird sich der Eigenthümer von ihnen zu versprechen haben; damit nun letzterer seiner Seits hierbey nichts verabsäumt, so dienet ihm zur Nachricht, das man bis zur dritten Häutung die Würmer mit Laube von jungen Bäumen selbst aus der Baumschule um so viel sicherer speisen könne, je gewisser ihnen selbiges wegen seiner Zärtlichkeit und guten Geschmackes weit angenehmer, als das Laub von erwachsenen und starken Bäumen ist. Man bedienet sich nur hierbey der Vorsicht von diesen zarten Blättern nicht mehr auf einmal zu pflücken, als man vor denselben Tag nöthig zu haben glaubet, anerwogen selbige gleich welck werden. Bey kalten Winden und Regenwetter muß durch Hülfe des Kachelofens eine mäßige Wärme im Zimmer erhalten, mit Zucker oder wolriechenden Kräutern darinnen geräuchert; hingegen bey warmen und stillen Wetter Fenster und Thüren geöfnet, der Luft das Durchstreichen vergönnet, und das Einheitzen eingestellet werden. Nach der dritten Häutung pflegen sich wol Kranke abzugeben, welche man an ihrem gelblichten und glänzenden Ansehen, auch Abscheu vorm Futter erkennet, dabey ist nichts besser, als sie von den gesunden abzusondern, ihnen einen eigenen Platz anzuweisen

zuweisen und solchergestalt zu versuchen, ob noch einige dem Tode entgehen möchten; man kann die Vielheit dieser Kranken endlich nicht besser, als durch eine genaue Beobachtung der in diesem Tractätchen unmaßgeblich vorgeschriebenen Regeln verhüten.

Nach der dritten Häutung hat man weiter zwey Dinge zu beobachten, das erste, daß man nunmehr den Würmern das bisher ersparte Laub von starken Bäumen zu geben anfange; und das andre, daß man für die Spinnhütten sorge, letztere können von bircken Reisen, von welchen vorhero das Laub abgestreift seyn muß, (um die Flouretseide rein zu behalten) verfertiget, und mit eichen Laub oder Hobelspänen ausgefüllt, und allemal in den obersten Etagen angelegt werden.

Die Spinnhütten selbst können endlich nach eines jeden Gefallen, rund oder viereckigt seyn, nur muß eine solche Hütte nicht mehr als einen Fuß breit im Lichten haben, damit die Würmer nicht weit gehen dürfen, auch muß solche mit Hobelspänen oder eichen Laube sehr wohl garnieret seyn, auf daß der Wurm allenthalben bequeme Gelegenheit finden könne, die einem bisherigen Wohlthäter schuldige Erkenntlichkeit rechtschaffen auszuüben.

Wir haben schon vorhin erwähnet, daß nach der dritten Häutung den Würmern das Laub von grossen Bäumen mit Nutzen gereichet werden könne, und daß dieselben bis zur vierten Häutung auf eben den Fuß, wie bey der ersten, versorget und gehalten werden müssen, nachdem sie nun aber zum vierten mal ihre Haut verändert, so haben wir etwas mehrere Mühe und Vorsicht folgendergestalt nöthig.

Zuförderst muß nunmehr dahin gesehen werden, daß allezeit Blätter im Ueberflusse vorräthig seyn, welches

auch

auch um so leichter möglich ist, weil das Laub von starken Bäumen wol zwey bis drey Tage dauret, zumalen wenn es an einem kühlen doch nicht dumpfigen Orte aus einander gestreuet, und dann und wann damit es sich nicht erhitzet, umgerühret wird.

Zum Blätterpflücken müssen vernünftige Leute, welche reine Hände haben, und nicht nach Toback oder alten Käse stinken, erwählet und ihnen zur Schonung der Bäume aufgegeben werden, das Laub allemal nach sich zu abzustreifen, sonst sie den voller Saft steckenden Baum gewiß abschinden und verderben würden, auch müssen sie nur mit dem Daume und dem ersten Finger streifen, und die übrigen drey Finger hohl haben, damit das Laub nicht zerquetschet, und zum nöthigen Gebrauch untüchtig gemacht werde, wie sie denn ebenfalls bedacht seyn sollen, sobald sie einen kleinen Vorrath von Blättern haben, selbige entweder nach dem Seidenwürmer Zimmer zu schaffen, oder doch wenigstens an einen kühlen und schattigten Ort zu bringen. Sollte aber endlich nach der vierten Häutung anhaltender Regen einfallen, so muß man lieber nasse Blätter pflücken, und solche wieder trocknen, als die Würmer nunmehr nur eine Mahlzeit entrathen lassen; das Trocknen der Blätter kann gar füglich veranstaltet werden, wenn man sich gefallen läßt die nassen Blätter in einem reinen Zimmer ganz dünn aus einander zu streuen, beständig aufzulüften, Fenster und Thüren zu öfnen, und dem durchstreichenden Winde Raum zu machen; ist diese Methode vielleicht zu langwierig, so nehme man eine Quantität Blätter, zwischen einen reinen Lacken, lasse an jedem Ende jemand anfassen, und darin so lang hin und her schütteln, bis sie trocken geworden. Was die Würmer selbst nach der vierten und letzten Häutung angeht, besteht in folgenden.

Wer

Wer ihrer bald los seyn, und rechtschaffenen Nutzen von ihnen haben will, der muß nunmehr so oft sie auffressen, Tag und Nacht füttern, ihnen allemal um den andern Tag ein reinlich Lager machen, und endlich bey üblem Wetter eine mäßige Wärme im Zimmer erhalten, bedienet man sich dieser Maßregeln, so werden die Würmer zusehends wachsen, und den sechsten, achten und zehenden Tag anfangen reif und zum Spinnen geschickt zu werden; letztere kann man von den noch Unreifen daran unterscheiden, daß sie ganz klar seyn, die Hälse beständig in die Höhe heben, das Futter unruhig bekriechen, aber nicht fressen. Wer diese Puncten genau beobachtet, und den Würmern diejenige, so höchst nöthige temperirte Wärme zu geben weiß, auch ihnen an Laub keinen Mangel leiden läßt, der hat sich zu erfreuen, daß nur gar wenige zu schaden kommen, daß sie schon nach dem vier und zwanzigsten Tag ihres Auskriechens zu spinnen anfangen, daß ihre Cocons fest und seidenreich, und daß durch geschwinde Endigung des Processes die Kosten sehr vermindert, und eine reiche Seiden-Erndte die Belohnung seines Fleisses seyn wird.

Die angedeuteten Kennzeichen erkannten reifen Würmer müssen ohne den geringsten Zeitverlust in die Spinnhütten gesetzt, und wo man grossen Schaden verhüten will, auf die Reifwerdenden Tag und Nacht Achtung gegeben, und nur gedachtermassen ausser dieser Vorsicht diese arme Creaturen in ermangelnder Gelegenheit sich von der in ihrem Körper brennenden Seide nicht entledigen können, sondern kurz werden und sterben müssen. Den solchergestalt in die Spinnhütten gesetzten reifen Würmern kann man in denenselben noch wol einiges Futter geben, und versuchen ob noch einige fressen wollen; zugleich aber muß man in denen Hütten fast stündlich nachsehen, ob man einem

oder

oder dem andern einen guten Posten verschaffen, oder einen aus Unvorsicht an seinem eigenen Faden erhangenen das Leben erretten könne.

Wenn man aller gebrauchten Vorsicht ungeachtet gewahr wird, daß ein oder der andere Wurm dennoch vernachläßiget ist, und kurz zu werden anfänget, so wäre es zwar vergebens ihm noch einen Platz unter seinen Cameraden anzuweisen, immassen ihm bereits die Kräfte entgangen, sich dieser Vortheile zu gebrauchen. Allein man kann ihm doch von einer Papierenen Dutte ein Haus bauen, ihn hinein sperren, und nunmehro unsere Unachtsamkeit beschuldigen, wenn er statt eines guten festen Hauses, welches die Franzosen Cocons nennen, nur ein kleines und schladriges Häuschen liefert.

Merkt man endlich, daß die Spinnhütten ziemlich mit Cocons und Würmen garniret seyn; so höret man auf noch andere hinein zu setzen; erwählet vielmehr zu denen noch übrigen Würmern neue, und noch nicht gebrauchte Hütten, und entgehet solchergestalt dem Schaden, den eine ungleiche Spinnerey ganz gewiß gebähren würde.

Einige haben sich darauf geleget, nach dem Verlauf der ersten Würmerzucht eine neue Brut Würmer im Junius auskommen zu lassen: allein so löblich die Absicht, so fruchtlos ist die Ausführung. Denn die grosse Hitze, wie auch die nun zu hart gewordene Blätter, sind dem zarten Wurme höchst schädlich, daß also die mehrsten gleich Anfangs umkommen, die aber welche dem Tode entgehen, verzehren ein Laub, daß den Baum, da er dessen zum zweyten mal beraubt ganz entkräftet, und seinen Untergang bald befördern würde; und was ist zuletzt das Einbringen? Nichts als ein kleiner Vorrath Seide, der die angewandten Kosten niemals ersetzen und vergüten wird. Lasset uns also dem weisen

Bey-

Beyspiele der hierinnen bewanderten Völker folgen, die sich bloß dieses angelegen seyn lassen, jährlich eine einzige Wurmzucht aufs profitabelste zu pflegen, und die Bäume werth zu halten, auch ihr wahres Interesse zu gut kennen, um weiter daran zu denken, eine zweyte Zucht vorzunehmen.

## Von der feinen Seide.

Wir haben nun das kurze Leben des Seidenwurms nebst denen dabey vorkommenden Umständen in Betrachtung gezogen, und gegenwärtig haben wir zu zeigen, wie nunmehro dieser edlen Raupe verfertigte Arbeit zu Nutze gebracht werden könne.

Solches geschiehet folgendergestalt:

Hat man in den Spinnhütten seit sechs bis acht Tagen keine Würme mehr gesehen, so kann man versichert seyn, daß sie durchgehends mit ihrer Arbeit fertig; mithin müssen die Hütten eingerissen, die Seidenhäuslein oder Cocons von den Reisern abgenommen, und auf ein rein Lacken ganz dünne aus einander, und zugleich an die Luft gelegt werden; sollte man auch in den Hütten todte Würmer antreffen, wie solches wol zu geschehen pfleget, so müssen diese Cadavera mit vieler Behutsamkeit weggeschaffet und verhütet werden, daß sie nicht unter die Cocons gerathen, welches sonst die Seide fleckigt und das Abhaspeln beschwerlich machen würde.

(Der Schluß folget.)

# Landwirthschaftliche
# Erfahrungen
## zum Besten des Landmannes.

### Sieben und dreyzigstes Stück.

### Schluß der vorhergehenden Abhandelung von den Seidenwürmern.

Wenn die Seiden-Häuslein etwa vier und zwanzig Stunden auf dem Lacken gelegen, und vollkommen trocken geworden, so muß die Flock- oder Fleuretseide abgenommen, jedes besonders verwahret, die Cocons aber nunmehro so geschwinde, als möglich abgehaspelt werden.

Säumet man aber mit dem Abhaspeln, oder es kann solches wegen Vielheit der Cocons nicht so gleich zu Ende gebracht werden, so setzt man sich der Gefahr aus, das die Würmer den achtzehenden oder zwanzigsten Tag nach vollendeter Arbeit sich aus ihren Gefängnissen heraus fressen, und nachdem sie ihren Cocon zum Abhaspeln untüchtig gemacht, in Gestalt eines so genanten Butter-Vogels oder Papillons erscheinen, welches dann zu vermeiden, kein anderer Weg übrig ist, als daß man diejenigen Würmer, deren Seide man nicht gleich abhaspeln kann, im Backofen ersticket, und solchergestalt das Auskriechen abwendet.

Hierbey hat man aber wohl zu beobachten, daß der Ofen die erforderliche Wärme habe, denn wofern er zu kalt ist, hat er nicht den verlangten Nutzen, und so bald er zu warm ist, erstickt er nicht allein den Wurm, sondern verzehret die Seide selbst zugleich mit. Die rechte Wärme demnach ist, wenn die Bauren das Brodt aus dem Ofen ziehen, und, um noch sicherer zu gehen, darf man nur einen annoch mit Flockseide umgebenen Cocon auf einen Stock stecken, und eine Weile in den Ofen hinein halten; ist beym Herausnehmen die Seide nicht versenget, so können die Seidenhäuslein ohne Gefahr hinein geschüttet, wenigstens sechs Stunden in dieser Hitze aufbehalten, und sodann ohne weitere Sorge heraus genommen, und nach Gelegenheit abgehaspelt werden.

Das Abhaspeln selbst geschiehet folgendergestalt. Man stellet etwa in einer Küche, oder andern bedeckten doch zugleich hellen Ort ein grosses rundförmiges Becken oder Kessel von Kupfer dergestalt, daß unter demselben Feuer gemacht werden könne. An dem Kessel stehet die Maschine des Haspels, welche aus einem ziemlich grossen Gestelle und darauf ruhenden Haspel bestehet. Der Kessel wird über die Hälfte mit kalten fliessenden Wasser angefüllet, Feuer darunter gemacht, und abgewartet, bis das Wasser zu kochen anfängt. So bald solches geschiehet, setzet sich die Haspelerinn an den Kessel, hat einen Korb mit Cocons bey sich, und nachdem sie das Wasser von einer genugsamen Wärme befunden, schmeißt sie eine gute Handvoll Cocons hinein, und peitschet sie so lange mit einer dazu von einem alten Besen präparirten und glatt geschnittenen Ruthe, bis der in den Cocons befindliche Gummi erweichet ist. Alsdenn werden sieben bis

acht

acht Faden zum Organsin, eilf bis zwölf Faden zu feinem Einschuß oder Trame, auch achtzehn bis zwanzig Faden zur ordinairen Seide, nachdem man die Seide fein oder stark haben will, zusammen genommen, der ganze Faden über zwey nach dem Haspel gehenden Röllchens geworfen, und nunmehro selbiger von einer dazu bestellten Person in einer beständigen Gleichheit umgedrehet. Die Haspellerinn muß aber sehr aufmerksam seyn, eine beständige Gleichheit des Fadens zu unterhalten, so daß, wenn einige Cocons abgelaufen, andere Enden zu dem Hauptfaden geworfen werden. Hat man solchergestalt einen halben Tag gehaspelt, so wird der im Kessel übrig gebliebene Theil der Cocons nochmals gekocht, gehörig geschlagen, mit fliessendem Wasser ausgespühlet, getrocknet, und wie ich nachgehends anzeigen werde, zur Fleuretseide gebrauchet.

Der Haspel mit der feinen Seide wird abgenommen, an die Sonne zum trocknen gesetzet, und Nachmittags ein anderer Haspel, deren zwey man nothwendig haben muß, aufgeleget, das unreine Wasser weggegossen, an deren Stelle reines verschaft, und auf eine gleiche Art mit dem Haspel fortgefahren. Die eigentlichen Farben der Seide sind weisse und gelbe. Die gelbe aber, die einen stärkern Zusatz vom Schleim hat, verliehret ihre Farbe, und wird, wenn sie in der Venedischen Seife gekocht wird, schneeweiß; deswegen auch etwas geringer, als die, so von Natur weiß ist, bezahlt.

Hat man seine Seide auf vorbeschriebene Art abgehaspelt, so wird sie strehnenweise zusammen gebunden, und also verkauft, da man sie denn gerne bezahlet, weil sie eben so gut, so glänzend, so geschmeidig ist, als sonst auswärtige immer seyn kann. Darauf gehet sie noch

durch viele Hände, ehe kostbare Zeuge daraus gemacht werden können, welche besondere Zubereitungen vielen ein reiches Auskommen verschaffen.

## Von der Flock- oder Fleuretseide.

Die Fleuretseide dienet ebenfalls zur Bekleidung des menschlichen Körpers, und verschaffet zugleich vielen Nothleidenden die Gelegenheit, ihr Brodt mit deren Zubereitung zu verdienen.

Man hat dreyerley Arten derselben:

Die erste und beste ist, diejenigen Seidenhäuschen, woraus man die Würmer entweder mit Fleiß auskriechen lassen, um sich ihrer zu Fortpflanzung des Saamens zu bedienen, oder welche durch Nachläßigkeit der Erstickung, und zu lange ausgesetzten Abhaspeln sich durchgefressen haben, oder diejenige Cocons, so nicht recht zugesponnen, mithin zum Abhaspeln untüchtig gewesen, und von den Franzosen les pointus genennet werden.

Die andere Art ist eigentlich die rechte Flockseide. Selbige hat beynahe das Ansehen der Wolle, sitzet auswendig um die Seidenhäuschen herum, und wird vor Abhaspelung der letzteren davon abgemacht, ist aber von sehr geringen Werth, und verliehret im Färben viel von ihrer Schwere.

Die dritte Art sind die beym Abhaspeln von der feinen Seide gemachten Ueberbleibsel, welche, nachdem sie geklopft, gewaschen und getrocknet, sich itzo in Gestalt eines Peltzes oder Felles präsentiren.

Mit der ersten und besten Art des Fleurets hat man solchem nächst die wenigste Mühe, und solchen zuzubereiten folgende zwey Wege:

Man

Man thut entweder die zerfressenen Cocons in ein Waschfaß, Zober, oder anderes hölzernes Gefäß, gießt allmählig etwas Wasser darüber, daß sie nur vors erste eingesprengt, und hierauf den andern Tag so viel laulicht Wasser, als zur Bedeckung der Seide erforderlich ist, und läßt die mehrgedachten Cocons einen Menschen mit blossen Füssen so lange treten, auch dann und wann umschlagen, bis der darin befindliche Gummi aufgelöset, und man die Seide mit den Fingern aus einander ziehen kann, sodann wird das unreine Wasser abgegossen, rein laulicht Wasser an dessen Stelle gethan, die Seide darin abgespühlet, rein ausgerungen, getrocknet, und demnächst eben so, wie Wolle gesponnen.

Der andere Weg hingegen bestehet darin, daß man die mehr gedachten Seidenhäuschen in einen grossen Topf thue, fliessend Wasser darauf giesse, und ein gut Stück Seife darneben hinein stecke, und beydes zusammen so lange kochen lasse, bis man die Seide ohne Mühe aus einander ziehen kann. Sodann wäschet man sie in fliessend Wasser rein aus, trocknet sie, und verfährt in übrigen so, wie mit dem ersten. Sie lassen sich aber alsdenn nicht spinnen, sondern diese Materie wird kartätschet, und denn erst gesponnen, welches der vielen Kosten wegen aber nicht zu rathen.

Die erstere ist also von besondern Nutzen, und es werden aus diesen Fleuret die schönsten dauerhaftigsten Zeuge und Strümpfe beyderley Geschlechts verfertiget, und auch in der Crepinmacherey mit grossem Vortheile gebrauchet.

Die andere Art von Fleuret muß ganz anders und zwar folgendergestalt zubereitet werden.

Man nimt den Fleuret, thut ihn in einem Backofen,

wo der Landmann sein Brodt eben ausgezogen hat, und nachdem er darin einige Stunden geschwitzet und trocken geworden ist, wird er heraus genommen, und vermittelst zweener haselnen Stecken so lange gepeitschet, bis alle Unreinigkeit heraus geflogen; sodann wird er kartätschet, und wieder in zwo Sorten getheilet. Die feine hiervon ist sehr gut zu spinnen und zu allerley Zeuge zu gebrauchen. Die grobe aber dienet nur zu schlechten Unterstrümpfen, oder andern dergleichen groben Sachen; oder welches das Beste, Bettdecken und Frauenzimmerröcke damit auszunähen, als worin sie vor der Wolle, wegen ihrer Leichtigkeit, und dabey dennoch besondern Wärme einen grossen Vorzug verdienet.

Die dritte Art des Fleurets ist keiner weitern Bemühung als des kartätschens unterworfen, da sie denn fast eben so gut, als die erste Art zu apretiren ist.

## Von Erzeugung des Seidenwürmer-Saamens.

So bald die Seidenwürmer ausgesponnen, und die Cocons von der Fleuretseide gereiniget seyn, muß man eine Quantität Seidenhäuschen, wovon die Hälfte männlichen, die andere Hälfte aber weiblichen Geschlechts seyn muß, zum Saamen aussuchen. Den Unterscheid des Geschlechts kann man daran erkennen, daß die Männlein klein, und an dem einen Ende etwas spitzig, die Weiblein aber grösser, und an beyden stumpf seyn; die Quantität derselben kann, nachdem man viel Saamen verlangt, groß oder klein seyn, indem man sich von 50 Paar dergleichen Cocons ohngefähr ein Loth Saamen oder Eyer versprechen kann.

Zum Saamen muß man recht harte und vollkommene wohl ausgesponnene Cocons erwählen, selbige an zwirnen

Faden

Faden aufreihen, an die Wände hängen, und abwarten, bis sie sich durchfressen, und in Gestalt eines Butter-Vogels erscheinen. Gemeiniglich pflegen sie des Morgens hervor zu kommen.

Etwan um sieben Uhr des Morgens kann man diese Butter-Vögel oder so genante Papillons von denen Cocons abnehmen, auf ein Papier samlen und sie nunmehro gehörig rangiren. Das männliche Geschlecht erkennet man an einem klemen hagern und sanguinischen Körper, auch beständigen Flattern und Schlagen mit den Flügeln; das andere Geschlecht aber, an einem dicken, trägen, unbeweglichen und phlegmatischen Körper. Man giebt sodann einer jeden einen tüchtigen Mann, und überläßt ihrer Geschicklichkeit die Sorge mit einander sich zu vereinigen. In dieser Stellung bleiben sie, ohne die geringste stärkende Speise zu verlangen, bis man sie wider ihren Willen von einander trennet, welches denn eben desselben Tages ohnfehlbar Nachmittags um zwey oder drey Uhr geschehen muß.

Die besten und munterſten Hahnen können nunmehro, um sich derselben des andern Tages benöthigten Falls noch bedienen zu können, aufgehoben, die Weiber aber auf schwarzen an der Wand befestigten Etamin, oder wälsches Nußlaub gesetzet, und ihnen Freyheit gelassen werden, ihre Eyer zu legen.

In dieser Stellung legen sie bis dreyhundert Eyer, und nachdem sie nunmehro dem Zweck ihres Hierseyns eine vollkommene Genüge gethan, so finden sie ihr Ende.

Der Saame an sich selbst hat vors erste eine gelblichte, hernach eine bräunlichte, endlich aber bekömt er eine bläulichte Farbe. So bald dies letztere erfolget, kann man ihn durch Hülfe eines Groschen Stücks, oder andern etwas

stumpfern Instruments von dem Wollenzeuge oder Nußlaub abkratzen, in ein gläsernes Gefäß thun, und also, wie schon Anfangs gesagt worden, zum fernern Gebrauch verwahren.

Der grösseste Vortheil, den man von selbst gezogenen Saamen hat, bestehet hauptsächlich darin, daß man nicht der Gefahr ausgesetzt ist, von andern betrogen zu werden. Gewissenlose Verkäufer dieses Saamens besitzen Bosheit genung, die so genante Cocons pointus zum Saamen zu erwählen. Bekömt aber jemand von diesem betrüglichen Saamen, so erhält er zwar Würmer; allein, anstatt daß sie gut zugesponnene Cocons liefern sollen, geben sie das offene Gespinst, das ist Fleuretseide, oder man ist gar der Gefahr ausgesetzt, daß solcher aufgekaufter Saamen Alters, und anderer Zufälle wegen, gar nicht auskömt, da denn die gemachten Vorkehrungen vergebens, und das angeschafte Laub mit Schaden stehen bleibt.

Weil es also mehr denn oft geschiehet, daß man betrogen wird, und überdem nicht rathsam, denen Auswärtigen den Debit ihres Seidenwürmer-Saamens mit unserem baaren Gelde zu gönnen; da auch sonsten von der gewonnenen Seide wenig abgehet, wenn zwey bis dreyhundert dichte und wohlgesponnene Cocons zu drey bis vier Loth Saamen ausgesucht und aufgehoben werden, so werden hiermit alle vorsichtige Particuliers, in Absicht ihres Bestens, ernstlich ermahnet, ihre Graines vorbeschriebener massen zu machen, da sie denn mit Vergnügen erfahren werden, daß die daraus ausgekommenen Würmer sich weit besser halten werden.

II. Wie

## II. Wie man neue Länder aufreissen, und mit wenigen Kosten, urbar machen könne.

Alles Aufreissen neuer Länder, sie mögen von einer Beschaffenheit seyn, von welcher sie wollen, muß bloß mit dem Pfluge in den October- November- December oder Januar-Monaten geschehen. Wenn sie in dieser Jahrszeit umgestürzet werden, so fault der Rasen den Winter durch; und der Boden, da er locker wird, wird geschickt und tauglich, den Saamen wohl unter der Erden zu halten, welchen man im März- April- und May-Monaten, je nachdem das Wetter in einem oder dem andern dieser Monate ist, darein werfen wird. Denn, wenn es in dem erstern schön ist, muß man gar nicht anstehen, die neugebrochenen Länder anzusäen. Voll von Salzen und Säften, welche der Schnee, Nebel, die Erddünste und die Einflüsse der Luft darein geleget haben, sind sie weit tauglicher zum Wachsthume der Pflanzen, als wenn man sie im Sommer bearbeitet hätte; weil alsdenn die Säfte und die Salze, welche sie in sich geschlossen hatten, durch die grosse Hitze der Sonne verdünstet, ausgetrocknet, oder verbrant worden wären.

Es ist durch die traurigen Wirkungen leicht zu ersehen, wie sehr die Methode derjenigen, welche lehren, daß man den Rasen verbrennen müsse, schädlich sey; und wie wesentlich es sey, zu verhindern, daß sie keinen Credit erhalte *.



* Man wird ohne mein Erinnern sehen, daß hier nicht vom Handland die Rede sey. Denn in Ansehung desselben bleibt das Brennen allezeit nothwendig und nützlich.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0177
DFG

Alles, was man also im Sommer thun kann, ist dieses, daß man die wilden Gründe, welche man neu brechen will, in den Stand setze, den Pflug am Ende des Herbstes, oder zu Anfange und während des Winters, gerne annehmen zu können. Ich will sagen, daß man alle Wurzeln aus einem solchen Boden reissen, und alle andere Hindernisse wegschaffen müsse, welche den Pflug aufhalten könnten.

Diese Feldverrichtung wird entweder zum Nutzen desjenigen, welchen man dazu brauchet, vorgenommen, und alsdenn giebt man ihm keinen Lohn; oder der Eigenthümer zieht die Vortheile davon. Wenn man diese letztere Parthey ergreift, so gewinnt man zuweilen, wenn man schon alsdenn die Feldarbeiter bezahlt, durch die Menge der Wurzeln und des Holzes, welches man davon bekömt. Es ist wahr, es giebt wilde aufzureissende Erdstriche, wo der Aufwand viel höher zu stehen kömt, weil man Felsen und grosse Steine antrift, wovon man keinen Vortheil erhalten kann. Aber man wird durch die wiederholten Erndten, welche man von solchen Feldern ziehet, sehr wol schadlos gehalten.

Nach der ersten Erndte dieser frisch urbar gemachten Länder, welche allezeit ziemlich gut ist, läßt man solche zu eben der Jahrszeit, wie das erste mal, bepflügen; weil noch ausser den Vortheilen, wovon ich schon geredet habe, der verfaulte Rasen, wie auch die kleinen Wurzeln, welche in einem solchen Boden zurück geblieben, einen Dünger machen, welcher in den mittelmäßigen Erdreichen, drey oder vier auf einander folgende Erndten, in den guten Aeckern aber und schlimmen Wiesen, welche man neu aufreißt, sechs, sieben oder acht, nach des Bodens Beschaffenheit, zu verschaffen pfleget, ohne einige andere Besserung vonnöthen zu haben.

Die

Die erste Saat, die man in die frischgebrochenen Länder werfen muß, ist die Habersaat. Diese ist es einzig und allein, welche am leichtesten in den Boden, welchen man anzubauen anfängt, fortkömt. Ja! diese Frucht wächst recht mit Lust in der neugestürzten Erde. Denn um Korn darin zu säen, muß man warten, bis die Erde nicht mehrere Salze und Säfte habe, als zu seinem Wachsthume nothwendig erfordert werden. Sonst, wenn das gute Land, durch die kleinen oder Sommerfrüchte nicht abgenutzt ist, so liegt gemeiniglich das Korn darnieder, das Stroh verschlimmert sich, faulet vielleicht gar noch, und die Aehren sind schlecht mit Körnern versehen. Da ohnehin der Boden noch nicht satsam gelockert ist, würde dieses Korn, welches in solchen Neubrüchen gar nicht gerne wächst, sehr schlecht fortkommen.

Von schlechten Wiesen kann man, wenn sie umgestürzet werden, wol sieben Habererndten erhalten, dabey dem Lande jedes mal nur eine Pflügung gegeben wird. Läßt man darauf nach der siebenden das Land drey mal pflügen, nämlich das erste mal gleich nach der Erndte; das andere mal im September und zuletzt im October, so kann man alsdenn, wenn anders das Land nicht zu niedrig und feuchte lieget, dasselbe mit Waitzen besäen. Acht Erndten ohne Dünger, auf welche zuletzt noch eine Haber-Erndte folgen kann, wenn man zwey mal vor Winters gepflüget hat.

Daß den ersten sieben Erndten nur eine einmalige Pflügung gegeben wird, solches geschiehet darum, daß die Salze und Säfte eines solchen Landes geschonet werden, weil nichts in dieser Jahrszeit ihnen schaden kann. Nicht weniger stellet man bey einer jedesmaligen Pflügung den Pflug etwas tiefer, weil solchergestalt, wenn man

immer

immer ein wenig frische Erde heraufbringt, man gewiß eine an Korn und Stroh reichere Erndte hat.

Wer Saat- und noch wildes Land zugleich besitzet, der irret sich sehr, wenn er das Urbarmachen seiner wilden Gründe immer verschieben und warten will, bis seine andern schon bebaueten Ländereyen bis zum höchsten Grade der Fruchtbarkeit gebracht worden sind. Denn es ist nichts vortheilhafters, als wenn man die wüsten Länder so bald möglich ist, fruchtbar macht. Die reichlichen Fütterungen, die man davon erhalten wird, sind sehr nützlich die andern Brach liegenden Aecker zu düngen.

Man urtheilet nicht recht, wenn man behauptet, daß man die Länder einen Fuß oder neun Zoll tief stürzen müsse. Denn ausser dem, daß dieses selbst in allerley Gattungen von Böden nicht einmal angehen würde, so mögten auch solche Aecker, auf denen diese Pflügungen sich noch thun liessen, keine gute und reichliche Erndten geben.

Das Aufreissen wilder Böden, die zwischen angebaueten Feldern liegen, ist eine Arbeit, welche man je eher, je lieber vorzunehmen hat. Denn diese verwilderten Gründe dienen allen Gattungen vom Gewürme zum Aufenthalte, welche zu gewissen Jahrszeiten alle Erndten der Felder, an welche sie gränzen, auffressen. Dergleichen sind die Amster, die Mäuse, und die grossen Würmer, welche den Maykäfer hervorbringen. Man findet so gar, wenn man solches Land aufbricht, Eidechsen- und Schlangen-Nester darinnen. Das einzige Mittel, alle diese Insecten zu zerstöhren und zu tödten, ist, das man diese Feldstriche urbar machet.

Zuweilen trift man unter den umzureissenden und anzubauenden Feldern auch felsigte und steinigte Plätze an, und es sollte scheinen als ob es fast unmöglich wäre, solche

in

in fruchtbares Land zu verwandeln. Allein es ist sehr leichte. Die gar zu grossen Steine muß man wegschaffen lassen. Mit den kleinern aber kann man weit eher fertig werden. Man läßt nämlich hin und wieder auf dem Lande tiefe Löcher graben, und darin die Steine werfen; sodann solche mit Erde wieder bedecken, damit man allenthalben pflügen könne, ohne daß der Pflug aufgehalten oder zerbrochen würde.

Was die kleinern Steine anlanget, so lasse man dieselben auf die Wege fahren, so wird dadurch sowol das Land, als die Wege gebessert.

Man verfährt auf eine etwas veränderte Weise, wenn man die ungebaueten Länder, welche an Gehölzen liegen, urbar machen will. Es ist sowol für dieselben, als für das Gehölze auf gleiche Art vortheilhaft, daß sie durch tiefe Graben, so viel möglich ist, von einander geschieden werden. Gleich Anfangs kann die Erde oder Leimen den man daraus erhält, zu einem Dünger dienen, wenn man solche über den Ackerboden hinwerfen läßt. Da ferner die Wurzeln des Holzes und die Gesträuche sich in dieses Land nicht mehr erstrecken und hineinreichen können, so erschöpfen sie nicht mehr seine Salze und Säfte. Der Schatten des Gehölzes ist etwas mehr entfernet, und kann der Erndte nicht mehr schaden. Man hindert ferner durch diese Vorsicht, daß das Gewürme und andere Thierchen, das Getraide nicht fressen. Und wenn man sich dadurch nicht ganz vor einigen gefräßigen wilden Thieren in Sicherheit setzet, so ist doch sehr gewiß, daß man die Verwüstung, die sie sonst in einem solchen Felde anrichten würden, sehr verringere. Da auch auf der andern Seite das Holz etwas mehr Luft erhält, so können sich auch die Thiere nicht mehr hinein schleichen, und es beschädigen.

Diese

Diese Arten von Gräben sind auch längst den Wegen und Strassen sehr nützlich, vornämlich, wo viele Passage auf denselben ist. Sie werden dadurch nicht allein gang- und fahrbar gemacht, so ist man auch vor den Verwüstungen des Viehes sicherer, und man verhindert dadurch nicht selten, daß die Erndte besonders durch das von den Bergen herabstürzende Wasser nicht verdorben werde.

Eine andere nöthige Vorsicht bey dem Aufbrechen neuer Felder ist, daß man die etwa darin befindlichen Quellen ableite, welche sonst einen Theil davon unter Wasser setzen würden.

## III. Vom Pflügen.

Der Zweck des Pflügens bestehet eigentlich darinnen, daß

1) Diejenigen nahrhaften Theile, welche sich entweder von Natur in der zunächst unter deren Oberfläche gelegenen Erde befinden, oder durch die Düngung hinein gebracht worden, und weiter hinunter gesunken sind, wieder heraufgebracht, mit dem Saamen vereiniget werden, und ihm die nöthige Kraft zum Wachsthume geben.

2) Daß die Erde dergestalt locker werde, daß man den Saamen mit leichter Mühe und vermittelst des Eggens hinein bringen könne, und sich dessen Wurzeln desto besser ausbreiten. Denn man wird leicht einsehen, daß die äussere Fläche des Erdbodens von aller Feuchtigkeit vollkommen frey ist, weil Sonne und Wind dieselbe verzehren. Welche aber nicht auf diese Weise verzehret wird, die ziehet sich jederzeit tiefer hinein, je nachdem der Boden lockerer oder dichter ist. Aus dieser Ursache pflegt man auch ein Erdreich von solcher Art ziemlich tief zu pflügen, damit nämlich

nämlich desto mehrere Nahrungstheilchen herauf gebracht werden. Indessen können doch diese eben nicht so sehr tief in die Erde liegen. Denn die Versuche, welche ein gewisser De la Hire * mit dem Wasser gemacht hat, um zu erfahren, wie tief sich dasselbe in die Erde hinein ziehet, haben gewiesen, daß es nicht über sechs Zoll eindringe. Da nun die Oeltheilchen, aus welchen die Düngung bestehet, viel leichter sind, als das Wasser, überhaupt auch wegen ihrer gröbern Theilchen nicht so leicht eindringen können; so ist auch nicht zu vermuthen, daß sie weiter unten liegen sollten. Daher ist es bey einem mittelmäßig lockern Boden hinlänglich, wenn die Aecker sechs bis acht Zoll tief gepflüget werden. Doch ist auch diese Tiefe nicht allemal nothwendig. Denn wenn etwa vier bis fünf Zolle tief das Erdreich dergestalt hart wäre, daß die gedachten Nahrungstheilchen nicht weiter eindringen könten; so würde es auch schon genug seyn, wenn dergleichen Aecker auch nur so tief gepflüget würden. Daß aber die allhier angegebene Ursache die wahre sey, erhellet aus folgendem. Es giebt Ländereyen, welche auf blossen Felsen gelegen sind, und öfters kaum drey bis vier Zoll hoch Erde haben, mithin auch nicht tiefer gepflüget werden können, und nichts desto weniger eben so gutes Getraide tragen, als die welche noch einmal so tief gepflüget werden, auch von gleicher Art und Beschaffenheit oder wenigstens eben so locker sind. Woraus denn vermuthlich zur Genüge erhellen wird, daß man eben den Zweck erhält, man mag jene Aecker drey bis vier Zoll, oder diese noch einmal so tief

* Man sehe nach die Histoire de l'Academie Royale des Sciences 1730.

tief pflügen. Endlich so hat man auch allerdings auf die zu bestellenden Früchte zu sehen, wenn man wissen will, wie tief eigentlich gepflüget werden müsse. Denn will man z. E. Aecker als Gartenland nutzen, auf welchem tief in die Erde wachsende Frucht, wie z. E. Rüben, Wurzeln u. d. gl. mehr gezogen werden sollen; so muß das Land viel tiefer umgebrochen werden, als man es vor solche Gewächse zubereitete, welche entweder gar nicht tief in die Erde, oder gar mehrentheils über sich wachsen.

Aus dem Vorhergehenden scheinet übrigens zu folgen, daß weil alles thonichte, kleyichte und schwere Erdreich die Feuchtigkeit nicht einmal so weit durchläßet, als das lockere, viel weniger die fettigen oder Oeltheilchen, sintemal dasselbe durch die Nässe alsbald wasserhart wird; es nicht so tief, wie das lockere gepflügt werden dürfe, weil in jenem die Nahrungstheilchen nicht so weit unten liegen können, als in diesem, und nichts desto weniger sey es unumgänglich nothwendig, alles schwere und kleyichte Land sehr tief zu pflügen. Man muß aber hier merken, daß das Land von dieser Art nicht deswegen tief gepflüget werde, als ob man die Nahrung dadurch in die Höhe zu bringen suchte, sondern damit es desto lockerer werde, die überflüßige Feuchtigkeit nicht so lange auf demselben stehen bleibe, sondern desto eher in dasselbe hinein, und deren Ueberfluß, im Fall die Witterung sehr naß ist, weiter in den Grund ziehen, und die Wurzel des Getraides nicht gar ersäuft, ferner die obere Fläche nicht so sehr gebunden, wasserhart werden und eben dadurch den Wachsthum der Früchte hindern möge.

(Der Schluß folgt künftig.)

# Landwirthschaftliche
# Erfahrungen
## zum Besten des Landmannes.

### Acht und dreyzigstes Stück.

### Schluß der vorhergehenden Abhandelung vom Pflügen.

Man siehet also daraus, daß sich keine allgemeine Regeln festsetzen lassen, wie tief alles und jedes Land gepflüget werden müsse, sondern daß dieses von der innern Beschaffenheit jeglicher Ländereyen sowol, als auch denen darauf zu bauenden Früchten zugleich abhänget. Denn im Falle das Erdreich durchgehends gleichförmig locker ist, wird es ohngefähr nöthig seyn sechs bis acht Zolle tief zu pflügen. Ist es aber weiter unten härter, nur überhaupt so tief, als man glaubt, daß die Düngung hinein gesunken seyn kann. Deswegen ist das Beste, was man hier rathen kann, dieses, daß ein Landmann die innere Beschaffenheit seiner Ländereyen genau untersucht, und ausfündig macht, wie der Boden derselben weiter hinunter beschaffen ist. Dies kann füglich geschehen, wenn er denselben entweder durch das Pflügen oder durch hie und da in denselben eingegrabene Löcher, genau erforschet. Was indessen die

schweren, kleyichten und thonartigen Ländereyen betrift, so dürfen dieselben aus den bereits angezeigten Ursachen niemals zu leichte oder flach gepflüget werden, sondern jederzeit so tief, als immer möglich ist.

Weil man durch das Pflügen den Hauptzweck zu erreichen sucht, daß das Erdreich desto lockerer und der Saame besser hinein gebracht werden könne, und sich mit seinen Wurzeln ausbreiten möge, übrigens diese lockere Beschaffenheit des Erdreichs den Wachsthum der Früchte ungemein erleichtert; so ist auch klar, daß kein Erdreich überhaupt leicht zu ofte gepflüget werden kann, mithin das Verfahren vieler Oeconomen allerdings zu loben ist, welche ihre Länder viermal, oder einmal mehr, als gewöhnlich ist, pflügen. Uebrigens ist auch leicht zu erachten, daß, weil durch die öftere Bearbeitung des Landes die Düngung mit demselben jederzeit um desto besser vermischt wird, je öfter man dieses Verfahren wiederholet, auch eben dadurch das in dem Lande befindliche Ungeziefer desto besser verstöhret und ausgerottet wird; alle und jede fleißige Behandthierungen der Erde überhaupt meistens vortheilhafter seyn. Indessen giebt es doch Fälle, da dieses nicht ist. Denn im Falle ein Erdreich an sich schon sehr locker und leicht wäre, daß man besorgen müßte, der Wind könnte es leicht hinweg treiben, und dadurch die Wurzel dergestalt entblössen, daß sie leicht verdorrete, so würde es freylich nicht rathsam seyn, einen solchen Boden so sehr häufig umzuackern.

Es ist gleichgültig, ob man flach oder furchenweise pflüget, weil dadurch allemal die vorgedachte Absicht erreichet wird. Wenn indessen einige lehren, daß das platte Pflügen oder Schollen aus den Ursachen vortheilhaft:

1) Weil

1) Weil das Wasser, da die überflüßige Nässe schädlich ist, besser abliefe:

2) Dadurch mehrerer Raum erhalten würde, wenn man vornämlich bey dieser Art des Pflügens dahin sähe, daß die Erdschollen oben gebogen, rund, oder kugelförmig würden, damit man dadurch mehreren Raum erhielte, und folglich auch mehrere Früchte darauf bauen und erndten könne: so antworte ich auf den ersten Punct, daß das Wasser eben sowol ablaufen kann, wenn man gleich furchenweise pflügt. Was aber den andern Punct anlanget, so ist derselbe völlig ungegründet, weil die Erfahrung lehret, daß das Korn allemal besser gerathe, was auf der Ebene, als auf solchen kleinen Hügeln wächst. Ausserdem auch der Wind mehrere Macht darauf hat, und die Wurzeln leicht von der Erde entblössen kann, daß die Pflanzen umfallen und verderben.

Zuletzt müssen wir noch des Pflügens derer an den Bergen oder Anhöhen gelegenen Aecker gedenken. Einige Landwirthschaftsverständige haben den Rath ertheilet, man solle diese Ländereyen niemals dem Hange gleichlaufend, sondern jederzeit in die Quere pflügen, und dieses aus einer Ursache, die gerade das Gegentheil von dem ist, was man dadurch zu verhindern suchet. Denn man hält davor, daß sonst das Land wegfliessen oder zu sehr abspühlen würde. Aber wird nicht vielmehr das Wasser, wenn es von den Bergen herab und quer über die Furchenweise gepflügten Aecker hinweg schiesset, das Land zugleich nebst dem Saamen mit sich hinweg führen, und also sehr grosse Verwüstungen anrichten? Dies ist bey weitem nicht so sehr zu besorgen, wenn die Aecker den Zug herunterwärts haben: in welchem Falle eine jedwede Furche einen Abzug vorstellet, in welcher das Wasser mit mög-

lichster Bequemlichkeit herunter fliesset, indem es keinen Wiederstand hat, mithin auch keinen überwinden, oder über den Haufen werfen darf. Kann also das Wasser auf diese Weise gar bequem abziehen; so wird es dem Acker oder den Früchten weiter nicht nachtheilig seyn, als daß es nur beyde merklich stark anfeuchtet, und so bald die Witterung wieder trocken ist, die überflüßige Feuchtigkeit gar bald wieder verschwindet. Gehet aber der erwähnte Zug dem Hange in die Quere, so mag der Regenguß stark oder schwach seyn; so ist der daher entstehende Schade jederzeit unverhinderlich.

Denn in dem ersteren Falle bleibt das Wasser nothwendig auf dem Acker stehen, macht, daß der Saame verfaulet, und dieses um desto mehr, wenn der Zug gegen den Gipfel des Berges zu, einwärts gebogen ist. Im andern Falle aber werden zuerst von der Gewalt des Wassers die Furchen hin und wieder durchrissen, da, wo die Oefnungen gemacht werden, ziehet sich das Wasser nach und nach immer stärker hin, machet die Oefnungen grösser, dergestalt, daß nicht nur das lockere und fruchtbare Erdreich nebst dem Saamen mit hinweg in den Grund, sondern zugleich öfters solche Stellen ausfliessen, und durch das Wasser in den Erdboden gerissen werden, welche fast Mannes tief sind.

Der einzige Fall, welcher sich noch, als möglich, gedenken liesse, und in welchem der Zug in die Quere einigermassen zuträglich seyn könnte, würde der seyn, wenn dergleichen an der Mittagsseite der Berge gelegenen Ländereyen entweder an sich überaus trocken, oder von aller Feuchtigkeit durch die Sonnenhitze dergestalt ausgedörret wären, daß es ihnen zuträglich wäre, wenn das bey einem

mäßigen

mäßigen Regen gefallene Wasser nicht ablaufen könnte, sondern darauf stehen bleiben müßte.

Aber auch hierwieder wird man einwenden können; wenn dergleichen Aecker gar zu sehr trocken sind, so wird es dem Saamen oder Getraide niemals zuträglich seyn, wenn es auf einmal dergestalt überschwemmet wird, daß das Wasser darauf gar stehen bleibt; nicht zu gedenken, daß diese angegebenen Umstände, gar selten also bey einander sind, als man solches annimt. Kurz! man mag die Sache von einer Seite betrachten, von welcher man will; so wird man allezeit gestehen müssen, daß der, dem Hange derer an Bergen liegenden Ländereyen nicht gleich laufende Zug allemal höchstschädlich sey, und niemals als vortheilhaft gedacht werden könne.

Was nun insbesondere jegliche Arten des Getraides und sowol wie oft, als zu welcher Zeit die Aecker, auf welche sie gesäet werden müssen anbetrift, so ist hiervon folgendes zu merken:

Diejenigen Aecker, welche brach liegen sollen, werden am allerbesten, so viel es sich des Frostes wegen thun läßt, im Winter gepflüget, und der Mist, wenn sie nämlich Düngung nöthig haben, zu eben der Zeit darauf gebracht und untergepflüget. Denn hierdurch erhält man den Vortheil; daß, indem die Erde umgepflüget wird, sie die zum Wachsthum der Früchte nöthigen Feuchtigkeiten aus der Luft mehr an sich ziehet, als verfliegen läßt; sintemal dies Verfliegen von der Sonnenwärme herrühret: Dergestalt, daß also zu dieser Zeit die Erde ihre Nahrungssäfte so sehr bey sich behält, als es zu keiner andern Zeit möglich ist. Nächst diesem, so wird auch sowol das Unkraut, als Ungeziefer zu eben der Zeit am allerbesten ausgerottet; und endlich gehet auch der Pflug künftig besser

in die Erde, sintemal das Erdreich niemals lockerer wird, als wenn man es um diese Zeit pflüget und dünget.

Das zweyte Pflügen, oder sogenante Rühren kann am besten im Frühjahr um die Zeit verrichtet werden, da die Sonne noch nicht sonderlich viel Kraft hat; und zwar wegen der oben angeführten Ursache, damit selbige die Nahrungssäfte nicht auszehret. Im Falle aber der Acker stark mit Unkraut angefüllet wäre; so könnte man freylich von dieser Regel abgehen, weil alsdenn durch die Sonnenwärme das Unkraut vertrocknet, und ausgerottet wird. Sonst würde dieses, wenn man es bis zu einer ziemlichen Höhe wollte anwachsen lassen, dem Acker, und mithin dem guten Saamen die nöthige Nahrung entziehen. Liesse man es aber mit dem Getraide zugleich wachsen, so wäre zu befürchten, daß man den ganzen Acker damit anfüllete, und verdürbe.

Im Falle man sich also genöthiget siehet, in einer warmen Witterung zu pflügen, so ist es am besten, daß es im Schatten oder im Dunkeln geschiehet; weil man dadurch dieses erhält, daß theils das Unkraut von der Sonne vertrocknet, theils die Nahrung am wenigsten ausdünstet.

Indessen ist diese Regel auch nicht allgemein. Denn wenn der Boden etwan sehr naß wäre; so würde es demselben allerdings zuträglich seyn, ihn in der Wärme zu pflügen, damit die gar zu häufige Nässe austrocknete.

Das dritte Pflügen der Aecker, welche mit Wintergetraide bestellet werden sollen, muß entweder zu Ende des Augusts, oder Anfange des Septembers geschehen. Denn was den Regen betrift, so hat man die Verfügung zu machen, daß der Saame, wo möglich, etwan vierzehn Tage vor oder nach Michaelis, der Waitzen aber vier-

zehn

zehn Tage früher *; auch ist es in einigen Gegenden öfters noch zeitig genung, wenn jener Saamen vor Weihnachten in die Erde kömt **, oder gesäet werden kann; da denn aber kurz zuvor der Acker zum vierten male gepflüget, der Saamen hinein gesäet, und untergeegget werden muß. Wenn man sich also die Mühe nicht verdriessen läßt, jegliche Aecker viermal, oder einmal mehr zu pflügen, als bisher gewöhnlich gewesen; so wird die Mühe, nach dem einhelligen Zeugnisse aller Ackerbauverständigen, in der Erndte reichlich vergolten werden.

Was das Sommerfeld anbetrift, so ist es am besten, dieses sogleich zu pflügen, wenn das Winterfeld besäet ist, und so bald man im Frühjahre dazu rathen kann, auch diese Arbeit zum zweyten male vorzunehmen, da alsdenn der Saamen sogleich eingestreuet wird. Indessen hat man aber auch dahin zu sehen, daß man seine Arbeit so einrichte, daß der Frost keine gar zu große Verwüstungen unter dem Getraide anrichte.

## II. Vom nützlichen Gebrauch des Torf-Moores.

Das Herzogthum Bremen bestehet ausser der Marsch, theils aus einer fruchtbaren Geest, theils aus nützlichen Mooren. Diese letzteren, die man mit recht in



* Siehe davon Landwirthschaftliche Erfahrungen, 16 Stück S. 233. fg.

** Wenn er später, und etwa im März gesäet wird, so ist doch allemal einige Gefahr damit verknüpfet. Denn Winterkorn fordert sein Recht; und wenn kein Frost folgen sollte, so würde man auch auf eine gute Erndte eben keine starke Rechnung machen dürfen.

Universitäts Bibliothek Rostock http://purl.uni-rostock.de /rosdok/ppn1039882951/phys_0191 DFG

der 2ten Samlung der Herzogthümer Bremen und Verden S. 30. Bergwerke unsers Vaterlandes nennet, begreifen ein grosses Stück desselben, und haben bereits seit undenklichen Jahren unermeßliche Summen Geldes eingetragen, und sie würden gewiß noch ergiebiger seyn, wenn man sich dieselben allenthalben recht zu nutze machte. Von den Mooren hat man ausserhalb der zum Decken der Häuser, zum Brennen und zur Düngung diensamen Heyde einen dreyfachen Gebrauch zu machen.

a) Zur Feuerung.
b) Zum Anbau der abgegrabenen Bänke oder Kuhlen.
c) Zur Benutzung der Oberfläche, ehe der Torf abgegraben wird.

Zur Feuerung gehöret vornemlich der Torf, welcher theils nach seinen verschiedenen Gattungen, in Ansehung seiner Bestand-Theile; theils nach seinen verschiedenen Arten der Zubereitung zu bemerken ist.

Nach den natürlichen Eigenschaften ist der Torf zum Gebrauch an Güte sehr verschieden, und findet man in einer Bank oder Kuhle sehr oft mehr als eine Gattung. Ich will die Arten derselben namhaft, und bey der besten den Anfang machen.

A. Klipp-Torf. Ist kohlschwarz, hart und schwer, wie ein Stein, giebt weisse Asche, heitzet ungemein, und hält sehr gute Kohlen. Er liegt nur selten an der Oberfläche, auch nicht leicht dicker, als fünf bis sechs Soden. Wegen seiner Schwere wird er in ganz kleine Soden gebildet.

B. An-Klipp. Ist nicht völlig so hart, als jener, auch nicht so schwer: sonst aber demselben in allen Eigenschaften ähnlich und sehr gut.

C. Diwa-Torf. Ist schwarz und schwer, wie Klipp-Torf,

Torf, aber ganz bröcklich und brüchig. Giebt garstige rothe Asche und stinkende Kohlen. Wer ihn kennet, der hütet sich davor. Gemeiniglich liegt er zunächst unter dem Klipp-Torf.

D. Der schwarze Torf. Ist der beste und bequemste in der Haushaltung, auch nicht so kostbar in Kauf, als der Klipp-Torf. Dieser schwarze Torf hält oftmals ein hohles holzigtes Gewächs in sich.

E. Der braune Torf; mit einem hohlen holzigten Gewächs durchzogen, ist ebenfalls noch recht gut.

F. Der bunte Torf ist braun mit weissen Adern, und nicht ganz uneben zum Gebrauch. Aber er hält nicht lange Kohlen.

G. Der rothe Torf ist leicht und nicht viel wehrt. Er giebt eine flüchtige rothe Asche.

H. Der gelbe Torf; giebt einen üblen Geruch, ist sehr leicht und wenig wehrt.

I. Der weisse (schwager-) Torf, ist am aller schlechtesten, sehr leicht, und eine jede Sode fast einer Elle lang.

Anmerkung. Wer beym Torfgraben in einer Bank oder Kuhle mehr als eine Gattung von Torf antrift, der thut sehr wohl, wenn er alsobald beym Abführen und ringeln, eine jede Sorte bey sich aufsetzen läßt. Denn der leichte Torf wird weit eher trucken, als der harte und schwarze.

Ich habe also die Arten des Torfs ohngefähr bekannt gemacht, die aus den Mooren in ungeheurer Menge gewonnen werden. Wie groß ist aber nicht die Anzahl derer, die dessen bedürfen; und wie groß ist nicht dieser Segen, welchen Gott Gegenden gegeben hat, die bey dem ohnehin zunehmenden Holzmangel ohne den Torf höchst elend seyn würden.

Diejenigen Einwohner, die den Mooren am nächsten wohnen und den Torf fast vor ihren Thüren graben können, verbrennen desselben ganz gewiß zweymal so viel als nöthig wäre. Andere, die weiter entfernet sind, bezahlen denselben immer theurer, insonderheit da nach Ao. 1757 das Bau- und Brennholz auf fünf und siebenzig pro Cente und noch höher im Preise gestiegen ist. Man rechne so viele Flecken und Dörfer besonders in der Marsch, die ihren Torf vor Geld kaufen müssen. Wie viel haben nicht bloß die Städte Stade und Buxtehude nöthig? Was geht nach Hamburg? Und was vor eine ungeheure Anzahl von grossen und kleinen Schiffen fährt Jahr aus, Jahr ein, aus der Hamme, der Wümme, und der Wörpe mit Torf nach Bremen, die vielen Wagen-Fuder ungerechnet? Wie viel wird in den Ziegeleyen, Kalk- und Kohlen-Brennereyen verbraucht, u. s. f. Wie viele Hände finden aber nicht auch hierbey ihre Arbeit? Wie manche Hausgesellschaft? Wie viele kleine Kinder, die sonst vielleicht vor Hunger umkommen müßten, werden einzig und allein durch die Zubereitung des Torfes mit Brodt, ja mit Ueberfluß ernähret *? der übrigen Benutzungen des Moores nicht zu gedenken, wovon ich nachgehends handeln werde. Erfordert es daher nicht Pflicht und Gewissen, daß man diese Goldgrube redlich und bergmännisch baue: daß man nicht allein auf den gegenwätigen Genuß, sondern auch auf den wahren Nutzen der Nachkommen aufmerksam

* Die grossen Torfschiffe auf dem Hammefluß, welche man Böcke zu nennen pflegt, können nicht so nahe an den Moor kommen, daß sie selbst einladen können. Sie müssen kleine Moorschiffe dingen, die den Torf am Bord hohlen. Man nennet solche Lichters. Und dieser siehet man eine grosse Menge umher fahren. Ein einziger Mensch aber, der einen solchen Lichter führet, kann täglich einen Reichsthaler Tagelohn gewinnen.

sam sey. Wer hat die Bäume gepflanzet, aus welchen unser Dach und Fach bestehet? Haben es nicht unsere Vorfahren gethan? Wie sind die vielen schönen Moorländereyen entstanden, die man an so vielen Orten jetzt antrift, darauf das schönste Korn gebauet wird? Aus nichts anders, als aus dem vernünftigen Gebrauch des Torfmoors, dessen sich schon unsere uralten Vorweser bedienet haben.

Der Zubereitung nach ist der Torf zweyerley:

1) Spitt-Torf, und in Ansehung der weitern Verarbeitung, Schoffel-Torf.

2) Bank-Torf, und alsdenn weiter Ringel-Torf.

Der Spitt-Torf wird mit einem an einem langen Stiele befestigten Torfspaden fast auch die Art senkrecht gestochen, so wie man etwa sonst die Erde umzugraben pflegt. (Dieser Torfspaden ist von Eisen, mit gutem Stahl verleget, einen Fuß lang, und einen halben Fuß breit, eyförmig scharf zugespitzt und an beyden Seiten sehr scharf. Er wird mit Feder-Klammern, an einem glatten Stiel mit einer Handhabe, befestiget. Zum Spitt-Torf ist der Stiel so lang, wie an einer Grabschauffel: Zum Bank-Torf aber kaum $1\frac{1}{2}$ Fuß lang.) Die Soden setzet der Torfgräber zur Seite aus, wo dieselben gemeiniglich so lange liegen bleiben, bis sie windtrocken sind. Alsdenn werden sie abgetragen, und zum Trocknen in kleine Schofen aufgesetzet. Allein diese Art den Torf zu graben, welche entweder die Faulheit, oder sonst ein unschickliches Verhältniß erfunden hat, ist eine schädliche Sache, dadurch man den Torfmoor verwüstet. Die Gründe darüber sind folgende:

a) Der

a) Der Torfgräber steht allemal auf den Torf den er ausgraben will, und macht ihn mit seinen Fußtritten mürbe und unhaltbar.

b) Da es nicht möglich ist durch ein solches senkrechtes Spittgraben an den völligen Grund zu gelangen; so bleibt ein grosser und zwar der beste Theil des Torfs auf immer liegen. Daraus wird endlich gar ein schlammigter Morast, der fernerhin zu nichts genutzet werden kann; da man doch durch den kurzen Spaden vor der Bank erstlich den völligen Torf und wo derselbe rein hinweg gegraben worden, gutes Land zum Ackerbau hätte gewinnen können. Nun aber hat man mit der Zeit einen unbrauchbaren Moor voller Kälke und Kuhlen. Denn das Vorgeben, als ob die Moorerde wieder wachse, ist wol nicht ganz sicher gegründet.

c) Die Erdlagen und Bestandtheile des Torfs liegen Horizontal auf einander. Das senkrechte Graben durchschneidet alle diese Theile unzählige mal in einer jeden Torfsode. Daher ist der Spitt-Torf sehr brüchig, und wird beym Zubereiten, einfahren, u. s. w. sehr viel davon in Brocken, ja gar in Mull verwandelt.

d) Der Spitt-Torf brennet bey weiten nicht so gut und dauerhaft, als der Bank-Torf. Denn beym trocknen dünsten die schwefelartigen und feuerhaltenden Theilchen weit mehr aus.

Man hat sich alle Mühe gegeben zu entdecken, ob gleichwol beym Spitt-Torf etwas nützliches oder gar nothwendiges anzutreffen sey: Aber umsonst. Daher wird man auch von der Zubereitung desselben nichts weiter melden.

Mit dem Bank-Torf hergegen hat es eine ganz andere und weit bessere Bewandniß, wenn recht damit verfahren wird.

(Der Schluß folgt.)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0196
DFG

# Landwirthschaftliche Erfahrungen zum Besten des Landmannes.

## Neun und dreyzigstes Stück.

## Schluß der vorigen Abhandelung vom nützlichen Gebrauch des Torf-Moors.

Nachdem ein Theil des Orts, den man abgraben will, von der oben aufliegenden, zum Torf untauglichen lockern Heyderde befreyet, und selbige dahin zurück geworfen worden, wo vorhin der Torf abgegraben, und wie es seyn muß, Ackerland bereitet werden soll; so tritt der Torfgräber mit seinem kurzen Spaden, wenn er vorher, nach dem Maaß der Länge einer Sode, ein Fach von oben und senkrecht eingeschnitten hat, vor seine Bank, als vor eine Mauer, die er abbrechen will; sticht den Torfhorizontal, und setzt die Soden vor sich hinauf auf die Bank, wo alsobald eine Person zur Hand ist, dieselbe auf einen Schiebkarrn zu einem vorhin geebeneten Platz fähret, und daselbst in Ringel setzet. Er gräbt also in eben und derselben Bank hinunter auf den Grund, ohne von derselben zu weichen, bis er die untersten Fußsoden gewonnen hat; und welche oftmals achtzehn bis zwanzig Soden tief liegen. Rechnet

man nun, daß drey Soden ohngefähr einen Fuß dicke sind, so ist das Hinaufsetzen der letzteren auf eine Höhe von sechs Fuß zwar sehr mühsam, aber dem ganzen Verhältniß, und dem wahren Vortheil gemäß.

Bey dieser Art den Torf zu graben hat man folgende besondere Vortheile.

a) Man erlanget allen Torf, welcher bis in die Tiefe vorhanden.

b) Der Bank-Torf zerbricht nicht so leicht, weil er nach der Lage der Bestand-Theile, das ist, Horizontal, gegraben ist, und die Fasern nicht mit der Breite und Dicke, sondern mit der Länge der Soden, sich hinstrecken, und abgeschnitten werden.

c) Eben daher dünsten die feuerhaltenden Theile desselben nicht so leichte aus: der Torf heitzet stärker, giebt auch dauerhaftere Kohlen, als der Spitt-Torf.

d) Gewinnet man da, wo der Torf rein gegraben ist, einen tüchtigen Grund zu Saat- und Wiesenland.

e) Hat das Wasser von dem noch unabgegrabenen Moor eine beständige Ableitung. Der Torf, den man künftig graben will, wird ungleich besser, vester und reifer. Dazu noch der Vortheil kömt, daß man sehr frühzeitig ans Torfgraben kommen kann, ohne von dem Wasser gehindert zu werden.

Doch dieses gedoppelten Nutzens verfehlen diejenigen zu ihrem höchsten Schaden, welche kein Bedenken finden, auch beym Bank graben, eben so übel, als beym Spitt graben, mitten auf ihrem Moore hier und dar einzufallen, wie es ihnen von ohngefähr in den Sinn kömt, etwa ein wenig bequemer fällt, oder etwa eine vorzügliche Art von Torf vermuthet wird. Ein Mißbrauch des Moores, welchen die Nachkommen beseufzen werden. Dergleichen

ausge-

ausgegrabene Moorkuhlen sind zu nichts nütze. Die dazwischen stehende Plätze und Kämme, wo noch Torf genug liegen bleibt, verschlammen und werden unzugänglich gemacht; und wie viel nützliches Saat- und Wiesenland gehet verlohren, welches aus denen, auf eine haushälterische Art abgegrabenen Bänken hätte zugerichtet werden können. Man findet diese schlechte Verfassung nur gar zu vielfältig.

Dagegen giebt es auch viele Gegenden, die zu einem guten Exempel dienen können; wo durch ordentliches Bankgraben recht viel Torf, und nach demselben viel nutzbares Land gewonnen wird. Ich will mich nur beyläufig auf das sogenante Düvels-Moor, Kurze-Moor, Oitener-Moor, u. s. w. berufen; näher aber auf das Kehdinger-Moor, besonders denjenigen Theil desselben, welcher zu dem, an das Amt Himmelpforten gehörige Dorf Engelschap gehöret. Woher haben die dasigen Einwohner, deren Vorfahren weiter nichts, als sehr niedrige Wiesen und Weiden besassen, itzo ein so beträchtliches Saatfeld unter dem Pfluge? Augenscheinlich aus der ordentlichen Bankgrabung des Torfs und der Zubereitung des darunter gefundenen Grundes.

Nähert man sich diesem Moor, so sieht derselbe von weiten einer von schwarzen Steinen erbaueten Mauer ähnlich. Noch immer fort, von Jahr zu Jahr, wird dieser Moor in ebener Linie rein abgegraben, und eben so, ein Stückchen Saatland nach dem andern denen alten Moorstücken hinzu gethan.

Auf der Oberfläche des annoch unabgegrabenen Moores, haben verschiedene arme Hausgesellschaften sich kleine Häuser erbauet, und erzielen zu ihrem Unterhalte gute Gartenfrüchte, wie denn nicht nur Kohl, Wurzeln,

Rüben ꝛc. sondern Selleri, Porrey, Petrosilien-Wurzeln von besonderer Grösse, imgleichen köstlicher Merrettig daselbst wachsen. Kömt diesen guten Leuten der Torf-Spaden zu nahe, so rücken sie mit ihren Häusern so weit ins Moor zurück, als sie glauben, einige Jahre ungestört daselbst bleiben zu können. Eben so verhält es sich gegen über, bey dem zu Drochtersen gehörigen Moore, nicht minder weiter hinauf an beyden Seiten.

Es ist gemeiniglich eine Arbeit der Frauensleute, den vom Torfgräber auf die Bänke gesetzten Torf, alsobald mit einem Schiebkarrn auf einen dazu geebneten Platz, ohnfern der Torfbank zu fahren, und daselbst in Ringel zu setzen. Ein Ringel bestehet aus acht Soden, welche ins Viereck mit der platten Seite auf einander geschichtet werden. Und zwar auf solche Art, daß kein Ringel den andern berühre.

Nachdem diese Ringel in etwa vier Wochen, wie die Witterung fällt, völlig wieder trocken worden: werden sie umgeringelt, d. i. von einander genommen, und in grössere Ringel von sechszehn Soden, deren jede in der Kante stehen muß, wieder aufgesetzt. Hierbey muß man darauf sehen, daß die Arbeiter, wie man sagt, keine Stülper machen; d. i. die an einander klebende Ringel unabgesondert auf einander setzen, wie solches faules Gesinde gerne zu thun pflegt: ferner darauf achten, daß die untersten oder Fuß-Soden im zweyten Ringel oben auf zu liegen kommen, damit sie mit den übrigen zugleich mit trocken werden. Kann man den Torf wegen Fügung guter Witterung aus dem zweyten Ringel trocken einfahren lassen, so ist es desto-besser. Wird solches durch Regen, oder andere Umstände verhindert, so wird der Torf in Schofen, (in Gestalt einer Mauer, sechszehn Soden hoch,) oder in runde Haufen aufgemauert, bis man denselben unter Dach zu bringen

Gelegenheit

Gelegenheit findet. Man sorge aber mitlerweile, daß weder groß noch klein Vieh, zu dem im Moore stehenden Torfe gelangen können; weil es sonst gewiß Schaden und ein böses Stück Arbeit verursachet.

Man findet hin und wieder in den Mooren tief im Grunde sehr oft Holzwerk und Bäume von verschiedener Grösse und Stärke, davon einige noch nicht so sehr vermodert sind, daß sie nicht sollten getrocknet, und zur Feuerung gebraucht werden können. Allein den üblen Geruch im Brennen ungerechnet, würden die Kosten den Nutzen sehr übertreffen. Doch, wo man Kiehnholz antreffen sollte, ist solches keinesweges zu verwerfen. Man findet es hin und wieder. Die Einwohner trocknen dasselbe, spalten es fein, gebrauchen es theils zum Anzünden des Feuers, theils im Nothfall statt des Lichtes.

Des Sand-Torfs und der Haidplaggen gedenken wir itzt nur bloß des Namens wegen; denn beyde sind keine Abnutzungen des Torf-Moors, sondern der sandigten Haide und Geest.

Der gute Gebrauch und die nutzbare Bereitung der ordentlich und Bankweise abgegrabenen Moor-Kuhlen zu Weiden, Wiesen und Saat-Lande, gehöret eigentlich zu der Kunst den Acker zu bauen. Weil ich aber schon in verschiedenen der vorhergehenden Stücke das eine und das andere davon mitgetheilet habe, so werde ich hier nur des aller nothwendigsten Erwähnung thun.

Das Stück Landes, wo der Torf abgegraben und auf welches die von der Oberfläche des Moors abgegrabene Haiderde schon geworfen ist, beziehet man an beyden Seiten mit kleinen Grabens, entweder nach einer neuen Anlage, oder wie es eine bereits vorhandene alte Anlage anweiset. Ein solches Moorland muß billig nicht über fünf und zwanzig bis dreyzig Fuß breit seyn. Wenn die aus dem neuen

Graben geworfene Erde ein wenig trocken, lasse man dieselbe von einander werfen, und alles wohl ebnen. Nachher grabe man den neuen Platz tief um, ebne ihn mit einer Harke, und lasse denselben wiederum mit Füssen dichte zusammen treten. Itzt bemerke man gar wohl, was man vor eine Erdgattung angetroffen hat.

Findet sich Sand oder sonst eine schwarzartige Erd-Gattung, die man unter dem abgegrabenen Torf vielfältig antrift, so lasse man das zusammen getretene Stück im späten Herbste nochmals umgraben, und ungeharket liegen, damit es vom Frost und Schneewasser mürbe werden könne. Fällt harter Frost und viel Schnee, so ist es desto vortheilhafter. Gegen den Maymonat ebne man alles wohl, und bringe so viel Mist darauf, als etwa sonst zur Düngung des Moors verwandt wird. Alsdenn lasse man Furchenweise graben. So bald eine Furche quer über das Stück fertig ist, lege man Mist hinein, und auf den Mist Cartüffeln *, eine jede einer Spanne weit von einander. Wenn man also von Furche zu Furche verfahren, und das Ende erreichet hat; so lasse man alles sorgfältig ebnen, und mit Füssen gelinde zutreten. Man lasse darauf die aufgeschossenen Cartüffeln nicht häufeln, wie sonst geschiehet; sondern vielmehr das Kraut nach eigenem Willen aufwachsen, und verfahre alsdenn weiter, wie schon zu andrer Zeit erinnert worden. Dies Gewächs verbessert das Erdreich merklich. Das Kraut zerhacke man in kleine Stücke eines Fingers lang und streue es auf dem Lande umher, grabe dasselbe, wenn es ein wenig welk geworden unter, jedoch nicht allzutief, und säe Moor-Roggen hinein. Den aufgekeimten Roggen lasse man im nächsten Frühling mit der Walze niederbringen, oder

* Siehe hiervon Landw. Erfahrungen St. 15. S. 221 fg.

oder zuwälzen. Nach der ersten Erndte lasse man das Land ein ganzes Jahr ruhen, und nur im nächsten Frühjahr scharf zuwälzen. Alsdenn bemerke man, ob es sich zur Gräserey anschicken wolle, oder ob es zum Saatlande geschickter sey. Im letzteren Falle bestimme man es zuerst zur Sommersaat, und pflege es, wie altes Moor-Land. Sollte man aber (wie diese auch ihren grossen Nutzen hat) eine gute Gräserey zu hoffen haben, so lasse man sich den Anbau der Esparzette empfohlen seyn, welche in den Hannöverischen nützlichen Samlungen, Magazin und andern Schriften so sehr angepriesen wird.

Fände man in dem Lande, das unter der Torferde hervorgesuchet worden, und so bereitet ist, wie vorhin angezeiget worden, leichte rothe, oder gar weisse Erde; so lasse man dasselbe im April aufhacken, daß alles sehr uneben liege. Nachdem in einiger Zeit von der Luft und Sonne alles recht dürre worden, so zünde man an einem trocknen Tage, doch ohne starken Sonnenschein, dadurch sonst das Feuer verlöschet werden dürfte, die ganze Fläche mit Feuer an, lasse sie abbrennen und säe in der Folge, wenn es recht abgekühlet, Sommer-Korn hinein, auf die Weise, wie überall bekannt ist. Ehe man aber zu diesem Abbrennen schreitet, erinnere man sich dessen, was zur Vorsicht dabey in der Brem- und Verdenschen Policey-Ordnung auf den Seiten 180. 374. 379. 1129-1131. und im Anhange derselben S. 248. Hochoberkeitlich verordnet ist.

Ich erinnere mich vor einigen Jahren gesehen zu haben, daß ein armer Bauersmann ein also zum Abbrennen zubereitetes Stück rothes Land, im Herbstmonat etwa eines Fusses hoch, mit Haide und Sträuchern von einem abgebrochenen alten Haidzaun belegte; alles mit einander abbrennen ließ, nachher Winter-Roggen dahin säete, und eine sehr gute Erndte hatte. Nicht

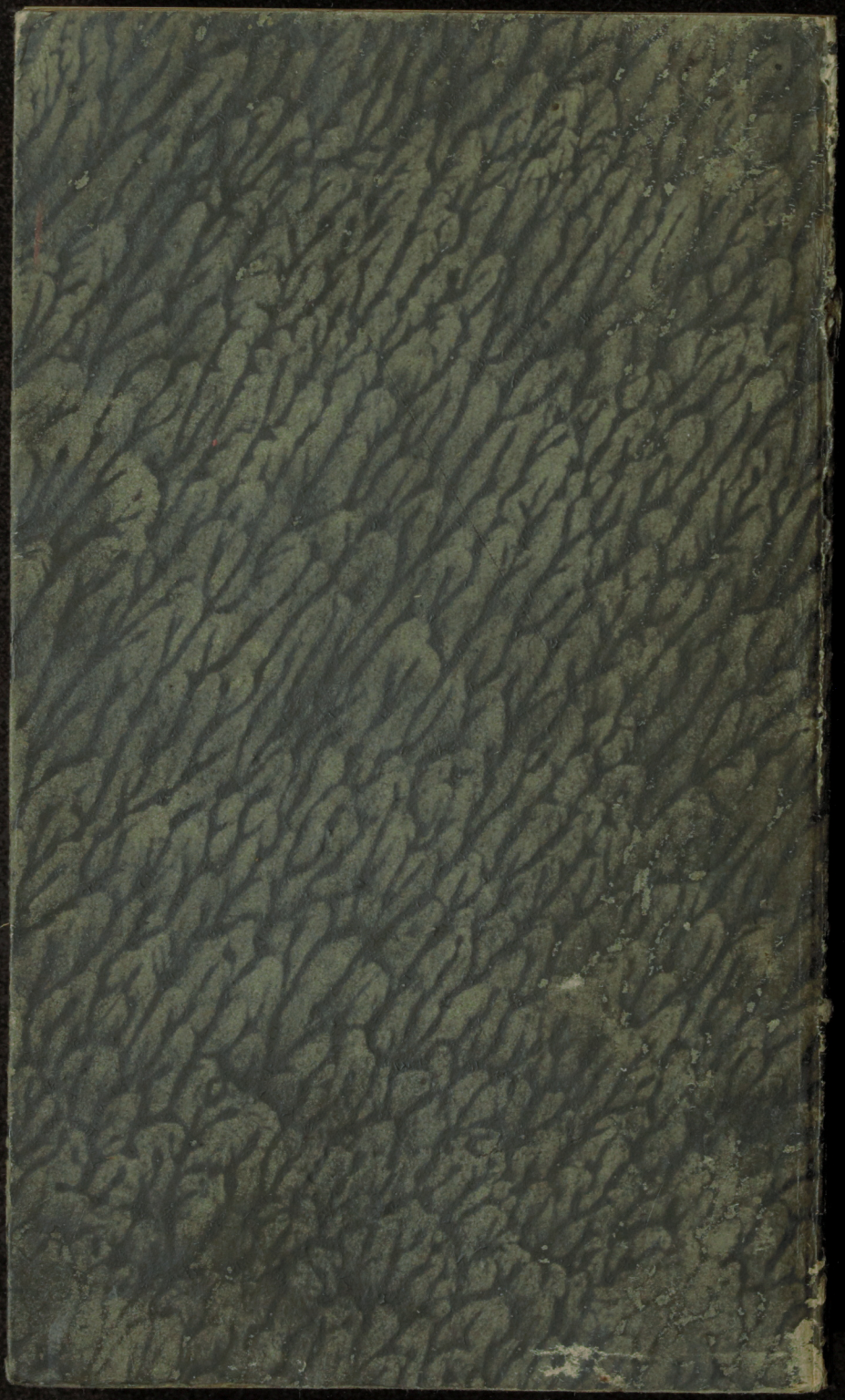
Nicht ohne viele Mühe und Zeitverlust gedeihet eine solche rothe und weißschartige Erde zur Weide- und Wiesenwachs, insonderheit, woferne der häufige Gebrauch der Walze nicht hintangesetzet wird. An statt der Walze kann auch ein scharfes Zutreten mit Holschen (einer Art hölzerne Schuhe) gute Dienste leisten; es ist aber weit mühsamer und beschwerlicher.

Zum etwa beliebten Anbau der obern Moor-Fläche, ehe der Torf abgegraben ist, wird gleichfalls dasjenige erfordert, was eben gesagt worden; ausser, daß noch etwas Mistdüngung bey der Aussaat hinzu kommen muß. Es giebt Gegenden, wo die Oberfläche des Moores ordentlich zu Stücken bereitet, einige Jahre gesäet, alsdenn einige Jahre zur Gräserey genutzet, und darauf erst zu Torf abgegraben wird, z. E. im Amte Lilienthal, und zwar in einem Theile des Kirchspiels St. Jürgen. In dieser Gegend, und an einigen andern Orten, giebt es auch einige Moorstriche, die so niedrig sind, daß aus dem abgegrabenen Grunde wenig zu machen ist. Indessen setzet dieses der patriotischen Regel kein Ziel, daß man nämlich allenthalben den Torf Bankweise in ebener Linie Fuß vor Fuß abgraben, und den gewonnenen Grund möglichst zum Ackerbau anwenden müsse.

## Anzeige.

Der Leipziger Messe und andrer Hinderungen wegen, Abseiten des Verlegers, wird mit der wöchentlichen Ausgabe der Landwirthschaftlichen Erfahrungen und dessen vierten Quartals einige Wochen eingehalten, und der erneuerte Fortgang der Continuation soll demnächst durch die Zeitungen bekant gemacht werden.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1039882951/phys_0204
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1039882951/phys_0208
DFG

ach der ersten Erndte lasse man das
ruhen, und nur im nächsten Früh-
Alsdenn bemerke man, ob es sich
en wolle, oder ob es zum Saatlande
n letzteren Falle bestimme man es zu-
und pflege es, wie altes Moor-Land.
diese auch ihren grossen Nutzen hat)
hoffen haben, so lasse man sich den
empfohlen seyn, welche in den Han-
Samlungen, Magazin und andern
epriesen wird.
m Lande, das unter der Torferde her-
und so bereitet ist, wie vorhin ange-
rothe, oder gar weisse Erde; so lasse
il aufhacken, daß alles sehr uneben
einiger Zeit von der Luft und Sonne
en, so zünde man an einem trocknen
ken Sonnenschein, dadurch sonst das
en dürfte, die ganze Fläche mit Feuer
und säe in der Folge, wenn es recht
-Korn hinein, auf die Weise, wie
Ehe man aber zu diesem Abbrennen
n sich dessen, was zur Vorsicht dabey
Verdenschen Policey-Ordnung auf
4. 379. 1129-1131. und im An-
48. Hochoberkeitlich verordnet ist.
vor einigen Jahren gesehen zu haben,
rsmann ein also zum Abbrennen zu-
s Land, im Herbstmonat etwa eines
de und Sträuchern von einem abge-
aun belegte; alles mit einander ab-
Winter-Roggen dahin säete, und
hatte. Nicht